Ocean

und

Mittelmeer.

Reisebriefe

von

Carl Vogt.

Zweiter Band.

Frankfurt am Main.
Literarische Anstalt.
(J. Rütten.)
1848.

Druck von Carl Horstmann.

Nizza den 6. Januar 1847.

Du fragst, wo denn mein Lieblingszweig der Wissenschaft geblieben, und ob nicht die Entwicklungsgeschichte unter dem Strudel gesellschaftlicher Vergnügungen, in welchem wir uns hier in Nizza befänden, ein wenig gelitten habe. Ich weiß nicht, was Du Dir unter der Gesellschaft von Nizza denkst? Wir haben dieselbe nicht aufgesucht, da sie meistens aus Engländern besteht, die, wie Du wohl weißt, zu meinen nationalen Antipathieen gehören. Hier gibt es nun gar zumeist schwindsüchtige Engländer, die den lineären Winkeltypus im höchsten Grade besitzen. Ein Versuch zwar ist auf uns gemacht worden, und wir waren höflich genug, die Visite des lahmen Colonels, den man uns als Gelehrten aufgeschwätzt hatte, zu erwiedern. Er trieb natürlich Geologie und gehörte zu jenen englischen Fragezeichen, die ihren Sessel vor den Deinigen rücken, so

daß Du vollkommen zwischen ihren langen Beinen, wie zwischen den beiden Armen einer Fangscheere eingeschlossen bist. Haben sie Dich auf diese Weise einmal festgemacht, so drehen sie ihren Sonnenweiser Dir gerade ins Gesicht, fixiren Dich starr mit den Augen, und lassen dann eine Fluth von Fragen über Dich ausströmen, die kein Mensch begreifen und noch weniger beantworten kann. So hatte das lahme Ungethüm mich wohl eine volle Stunde in Gefangenschaft, und ich weiß nicht, wie lange es noch gedauert hätte, wenn mir nicht der Gedanke gekommen wäre, den Mann durch einige religiöse Ketzereien aus der Fassung zu bringen. Dies gelang denn auch vollkommen zu unserer Zufriedenheit. Der Oberst winkte seinen schwindsüchtigen Töchtern, die mit einer recht hübschen Gouvernante am Nebentische saßen, hinaus, und stieß voll Entsetzens seinen Stuhl um einige Schritte zurück, während er ein langes Oh! aus der Brust heraufholte und mit weit geöffnetem Munde und verwunderten Augen mich anstarrte. Ich benutzte diese Gelegenheit, um meinen Zwangssessel zu verlassen, und an dem Kamine, wo die taube Frau Oberstin saß, mich bestens zu empfehlen. Wir

waren Beide so froh, entronnen zu sein, daß es uns kaum einfiel, der hübschen Gouvernante zu danken, welche uns die Treppe hinab leuchtete, und wir schwuren, daß wir die trauliche Gemüthlichkeit des englischen Familienzirkels uns während der Reise in Italien ferne halten wollten.

Die Franzosen spielen hier nur eine sehr untergeordnete Rolle, und die Deutschen fallen, wie überall, gänzlich weg. Es war in diesem Jahre auch eine Loge im Theater, aus welcher einige unverkennbar moskowitische Gesichter heraus lorgnirten, die zu einer diplomatischen Hor de zu gehören schienen, welche sich in Nizza von den St rapatzen der Krakauer Occupation erholte. Ich hatte einen Bekannten, welcher das ganze Custine'sche Buch in einen Extract von zwei Worten gebracht hatte. Er behauptete nämlich, die Russen seien weiter nichts, als „lakirtes Vieh". Da mir nun jedes Mal, wenn ich in Gesellschaft dieses beknuteten Volksstammes komme, jene fatale Characteristik in dem Kopfe herumgeht und mir alle Geistesgegenwart gänzlich raubt, so war es natürlich unmöglich, mit diesen Leuten in irgend welches Verhältniß zu treten.

Du siehst also, daß wir gänzlich uns auf uns

selbst beschränken mußten, und daß die Entwicklungsgeschichte recht von Grund aus florirt haben würde, wenn nicht diese oder jene fatale Begebenheit ihr Eintrag gethan hätte. Die Echinodermen nämlich, die mir in St. Malo schon so ärgerliche Streiche gespielt hatten, bildeten auch diesmal mein Hauptaugenmerk, und ich war fest entschlossen, von Nizza eine Abhandlung über die Entwicklungsgeschichte der Seeigel oder der Holothurien mitzubringen. Die Ersteren werden in großen Mengen zu Markte gebracht, sobald das Meer ruhig genug ist, um in einige Tiefe auf den Boden blicken zu können. Da sieht man denn die Seeigel meistens an solchen Stellen, wo Algen und Tange sich befinden, scheinbar unbeweglich auf dem Felsboden sitzen oder in Ritzen sich bergen. Die Fischer haben ein langes Rohr, das an dem unteren Ende gabelförmig gespalten ist, und mit diesem einfachen Instrumente holen sie in kurzer Zeit eine Menge dieser Stachelhäuter aus dem Grunde hervor. Ich hatte einmal die Unvorsichtigkeit gehabt, es war im Anfange meines Hierseins, für das Stück einen Sous zu bieten, und war nicht wenig verlegen, als am andern Morgen eine Frau mit einem Waschkorbe voll

dieser Thiere ankam. Unser Abbé und viele andere Einwohner von Nizza lieben die Seeigel sehr, Viele ziehen sie sogar den Austern vor. Ich kann nicht sagen, daß ich Geschmack an ihnen hätte finden können. Man ißt nur die Eier, welche in Gestalt von fünf Trauben an der oberen Wölbung der Schale befestigt sind, und meist eine hochorangegelbe Farbe besitzen.

Die Structur der Seeigel ist durchaus nicht so einfach, als man wohl glauben könnte, und obgleich sie in der neueren Zeit von ausgezeichneten Männern erforscht wurde, so bleiben doch der Räthel noch Manche zu lösen. Es giebt hier in Nizza zwei sehr wohl unterschiedene Arten; die eine mit spitzen Stacheln, die stets einfarbig ist, die andere größere, welche die Fischer la mère des oursins nennen, mit kurzen abgerundeten Stacheln, die an der Spitze weiß sind. Die erstere Art ist bei Weitem die häufigere, aber von den Gutschmeckern auch weit weniger geschätzt.

Die Stacheln, welche den Seeigel bedecken, stehen trotz der scheinbaren Unordnung in genau bestimmten Feldern und Reihen, und werden von dem Seeigel ganz ohne Zweifel zur Stützung des Körpers bei

der Fortbewegung benutzt. Man braucht nur ein solches Thier auf die obere gewölbte Seite der Schale, wo sich der After befindet, zu legen, um zu sehen, wie es nach und nach seine Stacheln aufrichtet, hier und dort sie wie Stützen unterschiebt, und so allmählig den Körper herumwälzt, bis es wieder seine normale Stellung mit dem Munde nach Unten und dem After nach Oben eingenommen hat. Während das Thier so liegt, hat es stets seine Stacheln nach Unten gerichtet, so daß es nur auf den Spitzen derselben ruht, und die zwischen denselben befindliche Organe freien Spielraum haben.

Wenn Du die Oberfläche der Schale eines Seeigels ihrer Stacheln beraubst, was ziemlich leicht durch Kratzen mit einem stumpfen Messer geschieht, sobald der todte Seeigel ein Paar Tage lang im Wasser gefault hat, so findest Du auf der Oberfläche der Schale fünf Doppelreihen feiner Löchelchen, durch welche Du etwa eine Schweinsborste führen kannst, und die in gerader Linie vom After bis zum Munde herablaufen. Betrachtest Du demnach den Seeigel von Oben oder Unten, so wirst Du stets einen fünfstrahligen Stern erblicken, welcher von diesen Reihen kleiner Löchelchen gebildet wird, und von dem Munde

oder dem After nach dem Rande hin ausstrahlt. Aus diesen engen Löchern nun streckt der Seeigel seine Ambulacren, feine Röhren, die außerordentlich verlängert werden können, und an ihrem Ende kleine runde Saugnäpfchen tragen, mit welchen das Thier sich an die glattesten Oberflächen ansaugen kann. Ich glaube, man könnte an der Bewegung eines lebenden Seeigels eine vollständige Demonstration der Statik und Mechanik geben, in welcher namentlich die Stacheln als einarmige Hebel, die Ambulacren als Taue und Seile betrachtet werden müßten. Mit außerordentlicher Regelmäßigkeit und man möchte sagen, weiser Vorausberechnung hängt der Seeigel einen Saugnapf nach dem andern fest, bis die vereinte Kraft der feinen Fäden das Gewicht der schweren Schale zu tragen im Stande ist. Dann ziehen sich diese Fäden gemeinschaftlich zusammen, und halten den gewichtigen Körper so lange schwebend, bis neue Zugseile angespannt, neue Stützen befestigt sind. Man kann Stunden lang dies abwechselnde Spiel besonders dann beobachten, wenn der Seeigel an der Wand eines Glases hinaufklettert.

Außer diesen Ambulacren stehen noch zwischen den Stacheln zerstreut ganz eigenthümliche Organe,

welche besonders in der Nähe des Mundes häufig sind. Es sind kleine scheerenartige Zangen, deren kurze Kneifarme auf langen Stielen von der Dicke eines Haares stehen, die zwar beweglich, aber nicht contraktil sind, da in der Mitte des Stielchens sich ein aus kohlensaurem Kalk gebildeter Knochenstengel befindet. Das Zängelchen, welches bald zwei, bald drei Backen besitzt, klappt sehr häufig auf und wieder zu, während der Stiel sich in einer schwingenden Bewegung befindet. Tausende von diesen Zängelchen mögen auf der Oberfläche einer Seeigelschale zwischen den Stacheln umhergestreut sitzen. Dieser ganze Apparat von Stacheln, Saugröhren und Greifzangen, wozu dient er? Wahrlich nur, um ein Thier auszurüsten, das von schnödem Grase leben soll. Man hat gesagt, diese Zängelchen seien Greiforgane, welche zum Zuführen von Nahrung bestimmt seien, allein ich habe in dem Darmkanal der Seeigel nie etwas Anderes finden können, als grob zerkaute Seepflanzen, die wahrhaftig nicht mittelst so kleiner Zängelchen in den Mund geschafft worden sein konnten. Aber denke Dir einmal einen solchen Seeigel aufgebläht zu der Größe eines Elephanten, welche fürchterliche Bestie das sein müßte! Eine wahre wandelnde

Festung, ringsum starrend von ellenlangen Lanzen, mit Tausenden von Rüsseln versehen, und außerdem noch bewaffnet mit mannslangen Zangen, die beständig nach allen Seiten umher nach Beute knappen. Man entsetzt sich förmlich vor einer solchen Idee.

Als wir ankamen, waren die Seeigel gerade in jener Zeit, wo nach Göthe „Jungfrauen und Junggesellen sich freundlich und gebärdig stellen". Das war denn, wie Du Dir denken kannst, Wasser auf meine Mühle, und ich gab mir Mühe, Eier von Seeigeln an den Steinen zu suchen. Aber da suche Einer! Die Eichen sind so mikroskopisch klein, daß der Inhalt der Eierstöcke nur als eine orangegelbe milchige Flüssigkeit erscheint, in der man erst mittelst des Mikroskopes die Eichen entdecken kann. Wir kamen deshalb auf den Gedanken, die künstliche Befruchtung zu versuchen, welche um so leichter war, als wir bald Männchen und Weibchen mit größter Leichtigkeit zu unterscheiden vermochten. Freilich ist die äußere Gestalt, so wie die innere Anordnung der Geschlechtstheile vollkommen dieselbe, und man würde deshalb vergebens das Geschlecht des Seeigels an seiner äußeren Gestaltung zu erkennen streben, während dies ausserordentlich leicht

ist, sobald man nur die orangegelben Geschlechtstheile anschneidet, wo dann bei den Weibchen die hochrothen Eier, bei den Männchen die sehr blaßgelbe Samenflüßigkeit herausfließt. Bei der mikroskopischen Untersuchung zeigten sich die Samenthierchen in birnförmiger Gestalt mit höchst feinen kurzen Schwänzchen, und äußerst lebhaft bewegt, die reifen Eier mit einer galatinösen Umhüllung umgeben und außerdem mit allen inneren Theilen ausgerüstet, welche zu dem Begriffe eines befruchtungsfähigen Ei's gehören.

Ich habe viele Seeigel Tage lang in Gläsern und Schüsseln unter Wasser gehalten, ohne daß ich eine Annäherung zwischen beiden Geschlechtern hätte gewahren können. Viele die offenbar die Höhe der Brunst erreicht hatten, ließen Eier oder Samen aus den fünf feinen Oeffnungen im Umkreise des Afters austreten, durch welche die inneren Geschlechtstheile nach Außen münden, und es schien mir demnach, als wenn diese Thiere, die meist gesellig auf dem Grunde des Meeres hausen, ihre Eier und ihren Samen dem Spiele der Wogen überließen, das die beiden Zeugungsstoffe zufällig zusammenbringen mag. Es war hier also voll-

kommene Aufforderung vorhanden, die künstliche Befruchtung vorzunehmen, und auf diese Weise den Entwicklungsprozeß der Seeigel zu verfolgen. Um meiner Sache sicher zu sein, variirte ich mein Verfahren in mannichfacher Weise. Bald schlug ich ganz einfach die Seeigel auf, und zerschnitt in einer Tasse unter viel oder wenig Wasser männliche und weibliche Geschlechtstheile, bald nahm ich nur die Zeugungsstoffe, welche die Seeigel freiwillig abgehen ließen, und rührte dieselben unter einander. Die Samenthierchen bewegten sich in dem Wasser noch etwa 12 Stunden lang mit allmählig abnehmender Lebhaftigkeit fort, und kamen offenbar alle in hinreichende Berührung mit den Eiern, auf deren gelatinösen Hüllen sie oft wie Strahlenkränze oder wie ein Heiligenschein festsaßen. Ich hatte auch bald die Freude zu sehen, daß meine Eier sich entwickelten, und der Eifer sie zu beobachten war so groß, daß Herwegh einige Mal allein nach Villa franca auf den Fang gehen mußte, während ich zu Hause blieb und an meinen Eiern zeichnete. Es war dasselbe Lied, dessen einförmige Melodie ich schon so oft verfolgt habe. Die Dotterkugel erhält allmählig eine Bisquitform, indem sie sich rundum

einschnürt, als habe man einen Faden um ihre Mitte gelegt, den man nach und nach zusammenzieht. Bald ist auf diese Weise die Kugel in zwei gänzlich getrennte Hälften getheilt, welche sogleich wieder ganz in derselben Weise einen neuen Zerstückelungsprozeß beginnen. So schreitet diese sonderbare Theilung, welche fast dem ganzen Thierreiche gemeinsam ist, fort, bis die ganze Dotterkugel in eine große Anzahl einzelner Kügelchen zerfallen ist, die wieder durch ihre pflasterförmige Aneinanderlagerung eine Kugel zusammensetzen, deren Gestalt der ursprünglichen Form der Dotterkugel sehr nahe kommt. Aus diesen einzelnen Kügelchen die als letztes Resultat aus dem Theilungsprozesse hervorgehen, baut sich dann der Embryo auf, der also in seinem Beginne einen Aggregathaufen einzelner Elemente bildet, die eine vollkommen regelmäßige Zusammensetzung haben, und in ihrer weiteren Entwicklung alle jene so verschiedenen Formelemente hervorgehen lassen, welche das erwachsene Thier zusammensetzen.

Die Beobachtung dieser weiteren Ausbildung wäre eigentlich das Interessante gewesen, allein hier blieben, wie man zu sagen pflegt, die Ochsen am

Berge stehen. Alle meine Eier theilten sich auf das Vollkommenste; aber sobald sich die einzelnen Formelemente herausgebildet hatten, deren ich oben erwähnte, verdarben sie, ich mochte mich stellen, wie ich wollte. Das war nun freilich ärgerlich, besonders für die gelehrte Welt, die um eine Abhandlung ärmer wurde, während ich mich etwa eine Woche lang vergebens abgequält hatte. Allein kein Mensch kann für Unglück, pflegte mein Onkel Forstrath zu sagen, und damit mußte ich mich eben trösten.

Herwegh war gerade nicht glücklicher als ich. Wir hatten eine Beroë nach Hause gebracht, die gerade groß genug war, um sich in einem gewöhnlichen Wasserglase bequem beobachten zu lassen. Nach einiger Zeit schwammen auf dem Wasser ganz winzige grünliche Oeltröpfchen, die wir anfangs für von unserm Philemon zurückgelassene Unreinlichkeiten hielten, zumal da das hier gebrauchte Oel meist eine grünliche Farbe hat. Da sich die Zahl dieser Tröpfchen indessen mehrte, so betrachteten wir sie genauer, und fanden bald, daß es Eier seien, welche unsere Beroë von Zeit zu Zeit ausstieß. Herwegh, der gerne den Ort kennen lernen wollte, wo sich die Oeffnungen für die Eier befänden, saß

stundenlang mit der Loupe vor dem Thiere, und beobachtete mit einer unbegreiflichen Geduld das Vorrücken der Eier, welche längs der Reihen der Schwimmblättchen aufgeschichtet lagen, und sich deutlich innerhalb der Masse durch ihre grünliche Farbe erkennen ließen. Jedesmal aber, wenn er den Kopf wendete, schlupfte ein Eichen hervor, und es war ihm lange Zeit nicht möglich, den Ausgangspunkt zu entdecken. Endlich sah er, daß die Eichen an dem vorderen Rande der Mundöffnung hervortraten, und wollte sich nun nach der Beendigung der präliminären Beobachtung zu dem Studium der Entwicklung selbst wenden, welches auch in Rücksicht auf die systematische Zoologie wichtige Resultate liefern dürfte. Denn, wie ich Dir schon bemerkte, scheint es mir gar nicht nachgewiesen, daß die Rippenquallen in irgend einer Beziehung zu den Glockenquallen stehen. Ich kann im Gegentheile in Baue der ersteren nur Aehnlichkeiten mit demjenigen der Seescheiden erblicken, und würde sie viel eher mit diesen und einigen andern polypenartigen Wesen in die Classe der Molluskoiden setzen. Die vergleichende Beobachtung der erwachsenen Thiere kann die Lösung der Frage nicht weiter bringen, als sie jetzt schon ist. Wir müssen auf die Ent=

wicklungsgeschichte dieser Wesen zurückgehen, und in dieser die Erhärtung oder Verwerfung unserer Ansicht finden. Sämmtliche Strahlthiere ohne Ausnahme entwickeln sich aus Embryonen, die eine polypenartige Gestalt haben, und während einiger Zeit mit ihrem einen Ende festsitzen, während das andere strahlig auslaufende Tentakeln besitzt. Bei den Molluskoiden, die wir bis jetzt kennen, finden sich ganz andere Embryonalformen, welche nicht die mindeste Aehnlichkeit mit den polypenartigen Jungen der Strahlthiere besitzen. Hier ist also das Kriterium leicht zu finden, und die Entscheidung sicher; sie war uns nicht vorbehalten: denn es ging mit den Beroideneiern wie mit meinen Seeigeln. Die Theilung begann, aber in der weiteren Ausbildung wurden die Eier durch irgend einen widrigen Umstand, den wir nicht ergründen konnten, gehemmt und gingen unrettbar verloren.

Den 15. Januar 1847.

Das Meer war seit einigen Tagen ziemlich unruhig gewesen, und wir wußten aus Erfahrung, daß dann bei dem ersten heiteren Tage eine reiche Ernte zu erwarten stand. Deßhalb segelten wir auch gestern mit unserem alten Laurent schon in ziemlich früher Stunde bei dem herrlichsten Sonnenschein hinaus nach unserer Bucht, wo wir diesmal den Thieren auf dem Grunde einige Aufmerksamkeit zu schenken gedachten. Die Oberfläche des Wassers war spiegelglatt, der Grund bis in bedeutende Tiefe sichtbar, und deshalb der Tag vollkommen geeignet zur Ausführung unseres Vorhabens. Wir durchschnitten in fliegender Eile die Medusenschwärme, welche ihr Spiel auf der Oberfläche trieben, und näherten uns bald bis auf etliche hundert Schritte dem gegenüberstehenden Ufer der Bucht, wo unsere Nachforschungen beginnen sollten. Der Lauf der Barke wurde gehemmt, Laurent bestieg seinen Wachposten auf dem Vordertheile an dem Maste, während sein Sohn nur das langsame Forttreiben des Schiffleins dirigirte, und wir Beide über die Seiten hinausgelehnt mit angestrengten Augen in die Tiefe spähten.

So trieben wir langsam über die mit grünen Algen bewachsenen Flächen, als plötzlich Laurent ein gebieterisches „Halt" ertönen ließ, und zu uns gewendet ausrief: „Ein Schinken! Wollen wir ihn heraufholen?" Auf unsere Frage, was er mit dem Schinken meine? antwortete er uns, es sei eine Muschel, die tief unten im Schlamme stecke, und der man hier in der Gegend ziemlich stark nachstelle, da man ihre innere Schale zu Perlmutterarbeiten benutze. Sie habe eine dreieckige, langgezogene Gestalt, welche etwa derjenigen eines Schinkens gleiche, weßhalb man ihr auch den bezeichnenden Namen gegeben habe. Nun wußten wir, mit wem wir es zu thun hatten, zumal da der von den französischen Zoologen angenommene Namen „Jambonneau" mit demjenigen, den das Volk in Nizza gewählt hat, vollkommen übereinstimmt. Linné hat diesem Muschelgeschlechte, welches wir im Deutschen, seiner eigenthümlichen Lagerung wegen, „Steckmuschel" nennen, den systematischen Namen „pinna" beigelegt, und die zahlreichen Arten sind immerhin Zierden unserer Muschelsammlungen, da sie theilweise eine beträchtliche Größe erreichen. Die Art aus dem Mittelmeere wird in ausgezeichneten Exemplaren bis zu drei

Fuß lang, und ist ohne Zweifel die größte Muschel des Mittelmeeres.

Wir hatten große Mühe, das Thier zu erkennen, welches Laurent uns zeigte. Man sah nur auf dem Grunde zwischen den Algenblättern einen dunklen Spalt, der scheinbar dem Boden angehörte, und etwa in der Dicke eines Zolles geöffnet schien. Als Laurent diesen Spalt mit dem Ende seiner Stange berührte, schloß er sich plötzlich, und nun erkannten wir die beiden Klappen der Schale, welche mit ihrem spitzen Ende nach Unten in dem Schlamme steckt, während die Basis des Dreiecks nach Oben gerichtet ist. Auf diese eigenthümliche Lagerung der Muschel auf dem Seegrunde basirt sich denn auch die Methode des Fangs, welche äußerst einfach ist. Man sucht nämlich um die Muschel eine Schlinge von einem starken Seile herumzulegen, und diese dann so tief unten als möglich zusammen zu ziehen. Ist dies geschehen, so wird die Muschel, deren breites Ende nach Oben zu einen Anhalt gewährt, mit Gewalt aus dem Boden herausgerissen, in welchem sie mittelst eines faserigen Bartes, des s. g. Byssus, stark befestigt ist.

So einfach diese Operation scheint, so hat sie

doch ihre Schwierigkeiten, die indessen mehr in der Mangelhaftigkeit der angewendeten Instrumente beruhen, und leicht umgangen werden könnten, wenn das Volk nur einige Erfindungsgabe besäße. Das Anlegen der Schleife ist eine höchst langweilige Operation, da man dazu weiter nichts, als eine lange Stange benutzt, mit welcher man bei stetem Schaukeln des Bootes nur äußerst schwierig der Schlinge die gehörige Lage geben kann. Ist die Schlinge einmal angelegt, was bei jeder Muschel (wir fingen deren drei) etwa eine Stunde Zeit erfordert, so geht die Sache ganz von selbst. Das Seil wird zuerst stramm angezogen, während sich die ganze Mannschaft auf der entsprechenden Seite des Bootes hinüberbiegt, und so die Barke bis auf den Wasserspiegel herabgeneigt wird. In dieser Lage der Barke befestigt man das Seil, und beugt sich dann hinüber auf die entgegengesetzte Seite. Durch öfteres Hin- und Herwiegen der Barke lockert man nun die Muschel allmählig auf, und reißt sie dann mit einem plötzlichen Rucke aus dem Boden.

Es wäre außerordentlich leicht, diesen Fang mit geringem Zeitverluste einzurichten, wenn man sich zum Anlegen der Schlinge eines Instrumentes be-

diente, ähnlich demjenigen, welches die Chirurgen benutzen, um etwa eine Schlinge um einen Polypen der Nasenhöhle zu legen. Man bedürfte nur einer Stange, an der zwei oder drei Ringe befestigt wären, durch welche das Seil in der Art geleitet würde, daß die beiden Enden oben, die schlingenförmige Mitte des Seiles aber sich unten befände. Dies einfache Instrument wäre gewiß hinreichend, die nöthige Zeit um ein Namhaftes abzukürzen.

Zwischen den grünen Blättern der Tange, welche den Boden bedecken, sieht man eigenthümliche graue Flecken, die von oben her einem porösen Kalksteine gleichen. Laurent macht uns darauf aufmerksam mit dem Bemerken, es seien gezeichnete Steine, („pierres figurées“) die etwas ganz Besonderes hätten, und auf dem Boden des Meeres wüchsen, ganz so, wie alle übrigen Pflanzen. Mittelst einer Stange, an die man ein Eisen befestigt hat, werden einige dieser Steine losgestoßen und an Bord befördert, wo wir denn zu unserem freudigen Erstaunen herrliche Korallen entdecken, die zu dem Geschlechte der Nelkenkorallen (Caryophyllien) gehören. Es bilden diese Korallenstöcke rasenartige Haufen, welche etwa die Größe eines Menschenkopfes erreichen und aus

einer Menge einzelner Röhren zusammengesetzt sind. Jeder Polyp bewohnt eine isolirte Röhre, welche etwa die Länge eines Zolles hat, und nur an ihrer Basis mit den übrigen Aestchen des Polypenstockes zusammenhängt. Die Röhren selbst sind cylindrisch, drehrund, von der Dicke eines Schwanenkieles und oben quer abgestutzt. An diesem abgestutzten Ende zeigen sich sternartige Falten, welche sich durch die ganze Länge der Röhre fortsetzen, und somit den innern Raum derselben beträchtlich vermindern.

Betrachtest Du einen solchen Korallenstock unmittelbar, nachdem er aus dem Wasser gezogen ist, so scheint er vollkommen leblos, eine graue Steinmasse, deren eigenthümliche Form unerklärlich scheint. Nur die Mitte einer jeden Röhre enthält einen Punkt, der eine dunkelgrüne oder braunrothe Farbe hat, und einem Schleimklümpchen gleicht, welches durch irgend einen Zufall darin festsitzen geblieben wäre. Bemühe Dich dann nicht weiter, an Deinem Korallenstocke Beobachtungen anstellen zu wollen, die doch zu nichts führen können, sondern lege ihn in ein Gefäß mit Wasser, bringe ihn so nach Hause und warte dort, während er in einem durchsichtigen Glasgefäße liegt, der Dinge, die da kommen werden;

vermeide aber vor Allem jede Art von Erschütterung, welche die Beobachtung unausbleiblich stören würde. Bald wirst Du sehen, daß Einzelne jener Schleimklümpchen anschwellen, aus der Röhre sich herausheben und stets wachsend und sich ausdehnend nach allen Seiten über dieselben hinausragen. Nach und nach entfalten sich kurze warzenartige Fangarme, die in doppelten und dreifachen Kreisen um den Rand des entwickelten Organismus stehen, und nun erkennst Du endlich den Polypen, welcher die scheinbar leblose Röhre bewohnte, und kannst, so viel von Außen möglich, seine Organisation mit der Loupe studieren. Der ganze Stock bedeckt sich so nach und nach mit ausgebreiteten Polypen, welche die Kronen ihrer Fangarme entfalten, und dann ist auch jenes düstere graue Aussehen verschwunden, um den lebhaftesten Farben Platz zu machen. Die Grundfarbe des Körpers ist ein sammetartiges Braunroth, diejenige der Fangarme ein gesättigtes Grün. Der Mund, welcher in der Mitte des Kreises, den die Fangarme bilden, liegt, ist von einem pfirsichrothen Walle umgeben und die Fangarme selbst sind durch schmale, himmelblaue Linien von dem Körper getrennt. Alle diese Farben sind so zart, so durch-

sichtig, ihre Abstufungen in den einzelnen Polypen so mannichfaltig, daß ein solcher Korallenstock mit ausgebreiteten Polypen einen wunderherrlichen Anblick gewährt, den keine Beschreibung wiederzugeben im Stande ist.

Die Polypen, die rechtmäßigen Bewohner des Korallenstockes, welche ihn gebaut haben, sind indeß nicht die einzigen Inhaber dieser festen Behausung. Eine zahllose Menge von Thieren steckt in den Zwischenräumen und den verschlungenen Gängen, die sich zwischen den Wurzeln der Röhren hinziehen, und die Durchforschung dieser Räume bietet eine reiche Ausbeute, besonders an kleineren und festsitzenden Thieren. Viele kleine Muschelchen, die man sonst vergebens suchen würde, sind an diesen kalkigen Gehäusen festgeheftet, und zahlreiche Würmer schlingen sich zwischen diesen Röhren hindurch die ihnen einen Zufluchtsort gewähren. Der Vermetus, jene eigenthümliche Schnecke, die ein ganz unregelmäßig gewundenes Rohr bewohnt, dessen Biegungen sich der Oberfläche der Körper anschmiegen, an die es geheftet ist, findet sich häufig an diesen Korallenstöcken, an welchen ich ganz schöne, große Exemplare dieses Thieres sammelte. Nereiden, Polynoen, Sylliden

und andere Typen aus der Klasse der wandernden Ringelwürmer oder Anneliden, die keine Röhren bauen, sind ebenfalls in reicher Anzahl vorhanden und Flustren so wie eine Menge anderer kleiner Polypen sitzen auf der Außenseite der Röhren fest. So bildet denn ein solcher Korallenstock eine reiche Sammlung mannichfacher Organismen, und man könnte sich Monate lang nur mit der Untersuchung der Thiere abgeben, welche man in einem einzigen Rasen dieser Caryophyllien zu Tage fördert.

Hier und da sieht man auf dem grünen Algenteppich, in dem die Korallen und Steckmuscheln hausen, einen hellzinnoberrothen Seestern, den man mit einem krummen Häckchen sehr leicht packen und heraufziehen kann. Die Arme der Art, welche hier häufig vorkommt, sind fast rund, und sehr lang im Verhältniß zu der kleinen Scheibe, welche den Körper bildet. Wir haben uns mit der Anatomie dieser Thiere nicht weiter beschäftigt, und ihnen keine besondere Aufmerksamkeit zugewendet, zumal da ihre Eier nicht in dem Stadium der Reife zu sein schienen, und wir deßhalb nicht hoffen konnten, embryologische Untersuchungen über sie anzustellen.

Dasselbe war leider der Fall mit den Holo-

thurien, die man zu Hunderten in einem Tage aus dem Grunde hervorholen kann. So häßlich eine solche dunkelbraune Wurst von außen erscheint, so interessant sind die Lebenserscheinungen dieser Thiere, die wir oft in unseren Gefäßen Tage lang beobachteten. Die dicke lederartige Haut, welche bei der hier gewöhnlichen Art mit kegelförmigen Warzen besetzt ist, erscheint besonders auf der unteren Fläche von einer ungemeinen Anzahl feiner Löchlein durchbohrt, durch welche das Thier Ambulakren hervorstrecken kann, die ganz ähnlich, wie diejenigen der Seeigel gestaltet sind, und mit denen es sich auch ganz in derselben Weise fortzieht. Im zusammengezogenen Zustande kann man an dem Thiere kein vornen und hinten erkennen; sobald es aber sich ausdehnt und umherkriecht, so entwickelt es am vorderen Ende einen Kranz röthlicher, vielfach gelappter Tentakeln, die äußerst zart und durchsichtig erscheinen, und in ihrer äußeren Form gewissermaßen dem Blumenkohl ähnlich sehen. In der Mitte dieses Tentakelkranzes, der bei der leisesten Erschütterung eingezogen wird, befindet sich der Mund, und an dem entgegengesetzten Ende des Körpers der weite, rundliche After, an dem man

eine beständige Strömung, bald von Außen nach Innen, bald umgekehrt gewahrt.

Die Lebensäußerungen des Thieres sind äußerst träge, und erhalten sich mehre Tage lang, selbst wenn das Thier, wie es in der Gefangenschaft stets thut, sich eines großen Theiles seiner Eingeweide entledigt hat. Der gewundene Darmkanal ist nämlich außerordentlich zart und dünnhäutig und in der Mitte seines Verlaufes etwa befindet sich eine Stelle, die sehr leicht abreißt. Es scheint nun, daß die Holothurie, sobald sie sich in dem Wasser beengt fühlt, durch heftige Contractionen ihres Körpers den Darm an dieser Stelle abreißt, und das ganze hintere Ende desselben mit den daran hängenden baumartig verzweigten Lungen aus dem After hervortreibt. Das Darmstück reißt dann auch unten ab, und die Holothurie kriecht, einige Tage lang ihres Leibesinhalts entledigt, in dem Gefäße umher, bis sie nach und nach ermattet und stirbt. Die Lunge hingegen, deren glashelle Verzweigungen sich vollkommen wurmartig zusammenziehen und ausdehnen und dadurch bald mit Wasser vollpumpen, bald sich entleeren können, fahren selbst nach der Trennung von dem Körper Tage lang in diesem

wechselnden Spiele fort, wie wenn gar nichts vorgefallen wäre.

Ich weiß nicht, ob die Thiere auch im gewöhnlichen Leben bei vollkommener Freiheit mit ihrem Darmkanale ebenso luxuriös umgehen, wie in der Gefangenschaft, jedenfalls aber ist es eine ganz besondere Liebhaberei, sich in kritischen Umständen seines Darms und seiner Lungen zu entledigen. Oder könnte man dies nicht als einen Versuch zum Selbstmorde betrachten? Die Holothurien sind die höchst organisirten Strahlthiere, wie der Mensch das höchst organisirte Wirbelthier. Warum sollten sie also mit diesem nicht das herrliche Privilegium des Selbstmordes theilen können? Ich sehe keinen Grund für das Gegentheil ein, und finde eine große Analogie zwischen den Holothurien und den Negern, die sich durch Verschlucken ihrer eigenen Zunge selbstmorden sollen. Wie man's macht! Das Resultat ist das nämliche. Der Neger erstickt sich durch Verschließung seiner Luftwege, und die Holothurie durch Wegwerfen derselben. Da sollen mir nun unsere Theologen kommen, und sagen: — der Mensch sei allein ein sich selbst bestimmendes Wesen, was eben aus der Fähigkeit zum Selbstmorde hervorgehe.

Ich werde ihnen diese Catonen des Meeres entgegenhalten, und antworten: Sehet diese edlen Thiere an! Man beraubt sie ihrer Freiheit, man bringt sie in verschlossene Gefäße, worin sie vollkommen wohl leben könnten, da man ihnen täglich das Wasser wechselt, und alles Mögliche thut, sie vor etwaigen Feinden zu bewahren. Sie aber, sie sehnen sich hinaus nach dem Wellenschlage des unendlichen Meeres, das sie umspülte, nach der freien Natur, in der sie hausten, und da ihnen die Mittel zur Befreiung fehlen, so wollen sie lieber frei sterben, denn als Sclaven leben. So reißen sie denn ihren Darm aus, und werfen ihn von sich, da ihnen andere Mittel zur Erreichung ihres Zweckes fehlen.

Villa franca hat nicht nur eine freie Bucht, sondern auch einen geräumigen Hafen, welcher weit tiefer als derjenige von Nizza und selbst zur Aufnahme von Kriegsschiffen geeignet ist. Früher stand mit diesem Hafen noch ein Dock in Verbindung, welches man die „Darse" nannte, und das nach dem Meere hin einen ziemlich offenen Zugang besaß. Da aber die Bewegung der Wellen nur außerordentlich wenig in diesem inneren Bassin sich verspüren ließ, so war es der willkommene

Aufenthalt einer Menge von weichen Polypen geworden, die solche ruhige Stellen allen anderen vorziehen, und sich in der Darse in einer Ueppigkeit entwickelt hatten, von der Milne-Edwards nur mit Entzücken sprach. Seit einem Jahre ungefähr hatte man aber leider den freien Zutritt des Meeres zur Darse abgesperrt, und diese selbst vollkommen ausgekratzt und gereinigt, so daß die ganze üppige Fauna zum großen Schmerze unseres erwähnten Freundes ihren Untergang gefunden hatte. An den Wänden des Hafens aber blieb noch immer eine reiche Vegetation von Zoophyten, und da wir einmal mit Untersuchung der am Boden klebenden Geschöpfe beschäftigt waren, so beschlossen wir unsere Excursion mit einer Befahrung des Hafens, bei welcher wir die Mauern genauer durchmusterten.

Diese Mauern sind mit einer reichen Vegetation von mancherlei Seepflanzen überzogen, die uns indessen nur insofern interessirten, als sie einen willkommenen Zufluchtsort für Thiere aller Art bieten. Zwischen diesen grünen Pflanzen zeichneten sich schwammartige Massen von hellzinnoberrother Farbe aus, deren äußeres Ansehen ich, die Farbe abgerechnet, mit Nichts besser vergleichen kann, als mit jenen Schwämmen,

aus denen man den Zunder bereitet. Die Masse zeigte sich auch in ähnlicher Weise brüchig, wie ein solcher Zunderschwamm, war aber gelatinös und ließ auch auf der Bruchfläche eine große Menge von dünnen senkrechten Streifen oder Fäden gewahren, die eine ganz hellzinnoberrothe Farbe hatten, während die gelatinöse Grundmasse, in welcher sie steckten, weit weniger gesättigt erschien. Diese feinen Fädchen, welche senkrecht in der kuchenförmigen Masse standen, hatten in der Mitte etwa eine Länge von anderthalb Zoll (so dick war die Masse) und zeigten sich am oberen keulenförmig angeschwollenen Ende weit intensiver gefärbt, als an dem dünneren Schwänzchen, welches in die Tiefe hinab ragte.

Wir wußten, daß diese schwammartigen Massen zusammengesetzte Ascidien seien und lösten Einige derselben mit Vorsicht ab, um sie zu Hause genauer zu untersuchen. Es gelang uns mit leichter Mühe, einzelne Thiere noch lebend aus der Grundmasse heraus zu lösen, und uns von der Treue der Zeichnungen zu überzeugen, welche Milne-Edwards von der Structur dieser Thiere in seiner trefflichen Abhandlung „sur les ascidies composées“ gegeben hat. Die Art, welche wir gefunden, gehörte offen-

bar zu jener Abtheilung, der zusammengesetzten Ascidien, bei welcher man sehr wohl drei Abtheilungen des Körpers unterscheiden kann. Die vordere Abtheilung des Körpers, die am lebhaftesten roth gefärbt erschien, bildet einen verhältnißmäßig weiten gegitterten Sack, der zwei Oeffnungen besitzt. Die eine dieser Oeffnungen liegt an dem oberen Ende des Sackes und hat einen mit kleinen Spitzen besetzten Rand, welche Spitzen bei der Zusammenziehung sich so aneinander legen, daß die Oeffnung vollständig verschlossen werden kann. Ein beständiger Strom von Wasser, der sowohl die zur Athmung nöthige Flüssigkeit, als auch die Partikeln, welche zur Nahrung dienen, herbeiführt, dringt in diese vordere Oeffnung ein. Zur Seite, doch noch in der Nähe des vorderen Endes des Sackes, befindet sich eine zweite Oeffnung, die mit einer zungenförmigen Klappe verschlossen werden kann und zum Ausführen aller Stoffe bestimmt ist, welche aus dem Körper herausgeschafft werden sollen. Das Wasser, welches zur Athmung gedient hat, die Kothballen, und die Jungen werden allesammt durch diese gemeinsame Oeffnung aus dem Körper ausgestoßen. Die Gitterungen, welche die Wände des Sackes rundum

umgeben, sind das wahre Athmungsorgan, und man kann deßhalb diesen ganzen Sack, welcher den oberen Theil des Thierchens bildet, mit dem Namen des Kiemensackes bezeichnen. Die zarten Spältchen, welche die Stäbchen der Gitterungen von einander trennen, sind ringsum mit Wimperhärchen bekleidet und bringen so ein beständiges Strömen des in dem Sacke enthaltenen Wassers hervor. Dieses fließt durch die Spältchen ab und gelangt in ein gemeinschaftliches Reservoir, das unmittelbar vor der Oeffnung mit zungenförmiger Klappe liegt und alle nur erdenklichen Auswurfsstoffe, Koth, Athemwasser und Jauge pèle-mèle aufnimmt und aus dem Körper befördert.

An dem Grunde des Kiemensackes erst befindet sich der Zugang zu dem Darmkanale, der wahre Mund des Thieres, und hier beginnt auch die zweite Leibesabtheilung, welche den in sich geschlungenen Darmkanal enthält. Dieser erstreckt sich etwa bis in die Hälfte der gesammten Körperlänge hinab, indem er vorher einen kropfartig gefalteten Magen bildet, und steigt dann in die Höhe um in der Nähe der gemeinschaftlichen Auswurfsöffnung in dem erwähnten Reservoir zu endigen. Dieser aufsteigende Theil des Darmes war bei den meisten

Thieren mit schwärzlichen Kothballen erfüllt und aus diesem Grunde sehr leicht kenntlich.

Die dritte Abtheilung des Körpers, welche jenen langen Faden bildet, der in die Tiefe reicht, ist mit den Geschlechtstheilen und dem Herzen ausgefüllt, welches Letztere sich ganz in dem unteren Ende auf dem Grunde der Leibeshöhle befindet. Man unterschied sehr leicht den wie eine Hemdekrause gefalteten Hoden und den engen Samenleiter, welcher durch die Menge des darin enthaltenen Samens bleigrau gefärbt erschien und sich bis in die Nähe der gemeinschaftlichen Auswurfsöffnung verfolgen ließ. Ebenso erkannte man den vielfach gewundenen Eierstock an den rundlichen Eiern, welche in ihm und in seinem Ausführungsgange enthalten waren. Einige dieser Eier, welche nahe an der Auswurfsöffnung angelangt waren, enthielten entwickelte Embryonen und hatten eine so bedeutende Größe, daß sie starke Auftreibungen der äußeren Umhüllung an den entsprechenden Stellen veranlaßten.

Aeußerst merkwürdig ist die Organisation des Herzens, das ganz in der äußersten Spitze des Körpers verborgen liegt. Es bildet einen Sförmig

gebogenen Schlauch, der vorn und hinten vollkommen offen ist und frei in die Leibeshöhle hineinmündet, die dadurch zum allgemeinen Reservoir der Blutflüssigkeit wird, während das Herz nur eine schlauchartige Pumpe darstellt, welche die Flüssigkeit in Bewegung setzt. In welcher Weise diese Bewegung vor sich gehe, ist vollkommen gleichgültig: denn merkwürdiger Weise wechselt das Herz in dem Rhythmus seiner Zusammenziehungen ab und zwar ganz regelmäßig in bestimmt abgemessenen Zeiträumen. Betrachtest Du ein solches Herz unter der Loupe oder dem Mikroskope, so gehen während einer gewissen Zeit die Zusammenziehungen von links nach rechts; die Blutflüssigkeit strömt von links her ein, und wird durch langsame wurmförmige Zusammenziehungen aus der nach rechts liegenden Oeffnung hinausgetrieben. Plötzlich steht das Herz still. Du glaubst einen Augenblick, aber nur einen Augenblick, das Leben des Thieres seie beendet, weil die Bewegung seines Herzens aufhöre. Die Bewegung beginnt jetzt von Neuem, aber nun von der umgekehrten Seite her. Die Zusammenziehungen schreiten von rechts nach links hin vor, und die Oeffnung, aus welcher früher das Blut ausströmte, nimmt dasselbe

jetzt in Empfang. So geht die Abwechselung beständig in abgemessenen Zwischenräumen fort, und wenn Du die Beobachtung nicht an einer solchen zusammengesetzten Ascidie, wo das Thier bald nach seiner Trennung aus der Masse stirbt, vornimmst, sondern an einer einfachen gallertartigen Seescheide, die man Tage lang unter dem Mikroskope haben kann, so wirst Du Dich überzeugen können, daß diese Abwechslung in der Richtung der Herzbewegungen in der That eine normale, und in dem Lebensprocesse dieser Thiere begründete Erscheinung ist. Das Herz ist demnach hier nur eine Maschine, bestimmt, die Ernährungsflüssigkeit in irgend eine Wellenbewegung zu bringen, deren Richtung vollkommen gleichgültig ist. Deshalb fehlen auch ab- und zuführende Gefäße, welche dem Blutstrome eine solche bestimmtere Richtung einzig zu verleihen im Stande sind, und die Eingeweide werden unmittelbar von der Blutflüssigkeit umspült, welche den ganzen Raum der Leibeshöhle erfüllt.

Ich sagte Dir eben, daß viele dieser Thiere große Eier in ihrem Inneren geführt hätten, in welchen man schon vollkommen entwickelte Embryonen sehen konnte. Wir sahen auch diese Jungen ganz in der

selben Weise, wie schon Milne-Edwards sie abgebildet hat. Das Junge besteht nämlich deutlich aus einem fast kugelförmigen Körper, an welchem ein langer peitschenförmiger Schwanz hängt, den es mit großer Behendigkeit hin- und herschleudert, und mittelst dessen es ziemlich lebhaft in dem Wasser umherschwimmt. Der Körper selbst aber, eben sowohl wie der Schwanz ist aus zweien sehr in sich verschiedenen Bestandtheilen zusammengesetzt, nämlich einer dicken, glasartig durchsichtigen Hülle und einer inneren gelbrothen Körpermasse, welche durch einige Fortsätze nach Außen vordringt und an der Oberfläche einige Saugnäpfe bildet. Man bemerkt im Innern dieser Masse einen dunkleren Fleck, den ich in der That nicht recht zu deuten weiß, und an der einen Seite zwei schwarze Pünktchen, für welche ich auch kein analoges Organ bei dem erwachsenen Thiere finden kann.

So erzeugt denn auch diese Masse festsitzender, in eine gemeinsame Colonie vereinigter Thiere Jungen, welche dazu ausgerüstet scheinen, frei in dem Meere umherzuschwimmen und an entfernteren Orten wieder neue Colonieen zu bilden, die sich in ähnlicher Weise durch ihre Jungen ins Weite verpflanzen können.

So können wir jetzt schon mit Bestimmtheit den Satz aussprechen: daß alle festsitzenden Thiere, welcher Classe sie auch angehören mögen, nothwendig frei bewegliche Eier oder Jungen erzeugen müssen, welche fähig sind, die Art nach entfernteren Localitäten hin zu verpflanzen. Allein nicht nur einzelne Individuen, sondern sogar ganze Colonieen von Individuen werden in solch embryonalem Zustande in die Weite hinausgesendet, wie dies denn namentlich bei einigen zusammengesetzten Ascidien der Fall ist, die der Art, die uns hier beschäftigt, sehr nahe stehen, aber dadurch wesentlich verschieden sind, daß die Individualitäten nicht so vollkommen, wie bei der unsrigen, getrennt, sondern in der Weise zusammengekettet sind, daß eine kreisförmig gestellte Gruppe von Individuen eine gemeinschaftliche Ausführungsöffnung besitzt. Diese Thiere erzeugen denn auch meist zusammengesetzte Embryonen, welche im Kreise um eine gemeinschaftliche Röhre stehen, eine gemeinsame Gallerthülle besitzen, und einen einzigen gemeinschaftlichen Schwanz haben, der die ganze Masse fortbewegen kann. Es ist demnach schon im Ei eine ganze Colonie vorgebildet, die mittelst des gemeinschaftlichen Bewegungswerkzeuges im Wasser umher=

schwimmen, und sich eine geeignete Stelle zur Fixation aufsuchen kann. Milne-Edwards hat nachgewiesen, daß der runde Schwanz, welchen diese Jungen besitzen, abgeschnürt und zuletzt gänzlich von dem Leibe getrennt wird, und daß dann die Jungen durch Modificationen und innere Umbildungen die Organisation der Alten erlangen. Was aus der centralen dunkeln Masse wird, gibt er freilich nicht an, und ich kann es eben so wenig sagen, da ich nur Embryonen von einem gewissen Stadium der Entwicklung sah, und ihre weitere Ausbildung nicht verfolgte.

Die eigenthümliche Oeconomie, welche die Natur hinsichtlich der Thiere befolgt, die in ihrem späteren Alter und zwar gerade in ihrem zeugungsfähigen Alter festsitzen, verdient gewiß einmal eine umfassende Beleuchtung, da sie des Wunderbaren Vieles enthält. Uns hat sich gar manchmal bei der Besprechung dieser Verhältnisse die Vergleichung mit den menschlichen Zuständen aufgedrängt, die so außerordentlich nahe liegt, daß man sie mit den Händen greifen könnte. Es geben diese Meerthiere in der That ein Bild der menschlichen Entwicklung in den socialen Verhältnissen. Da sitzen die Alten

zusammen auf demselben Flecke, den sie sich vor vielen Jahren angebaut und freuen sich ihres beschränkten Daseins, in dem ganzen Besitze ruhiger Selbstgenügsamkeit, die gar nichts weiter will, als ein ruhiges Spiel der Wogen, das sie erfrischen, aber nicht mit fortreißen soll. Sie sitzen eng und warm zusammen, ernähren sich, so gut es gehen mag, von Dem, was ihnen der Zufall zuführt und zeugen Kinder nach Herzenslust, die sie, sobald sie groß genug geworden, hinausschicken in die weite Welt. Draußen tummeln sich denn die Jungen weidlich herum, und können es auch, weil sie beweglich Glieder besitzen, die ihnen ein freies Umhertreiben gestatten. Sie haben offne Augen und Ohren, und wenn man sie in ihrer Unbändigkeit sieht, sollte man glauben, das weite Meer sei ihnen zu enge und keine Tiefe desselben ihnen unergründlich. Nach einiger Zeit aber werden sie's müde, und sie fangen an, sich nach einem Plätzchen umzusehen, wo sie sich festsetzen und dasselbe Leben beginnen können, das ihre Väter schon längst getrieben haben. Die raschen Glieder schrumpfen ein, die Beweglichkeit geht verloren, und auch die Empfänglichkeit für äußere Eindrücke schwindet mit den Sinnesorganen dahin,

welche sie in der Jugend besaßen. Die Augen gehen zu Grunde, die Ohren sind nicht mehr zu finden, ja Einige sogar legen den ganzen Kopf ab, und es bleibt von dem früheren, so schön ausgerüsteten Individuum nur ein an den Boden geheftetes Wesen, das zu nichts Anderem fähig ist, als zum Schlingen und zur Fortpflanzung.

Wir Gelehrten haben das die rückschreitende Metamorphose genannt, und meinen Wunder! welch außerordentliche Neuigkeit wir damit bei den Thieren entdeckt hätten. Allein jedes Thier hat seine rückschreitende Metamorphose, deren Eintritt uns nur dann frappirt, wenn sie an andern Organen früher auftritt, während die Fähigkeit zur Fortpflanzung noch nicht vorhanden ist, oder noch fortbesteht. Bei den Affen sogar hat man sie auf das Klarste und Ueberzeugendste nachgewiesen. Man hat dargethan, daß bei dem jungen Affen der Gesichtswinkel weit bedeutender ist, als bei den alten, dessen Freßwerkzenge ein immer größeres Uebergewicht über das Gehirn erhalten, und wie denn die geistigen Fähigkeiten eine nothwendige Folge der materiellen Ausbildung sind, so hat man auch sich überzeugen müssen, daß der alte Affe in allen geisti=

gen Fähigkeiten weit hinter dem jungen zurücksteht. Bei dem Menschen nur will man die Naturgesetze ändern und die rückschreitende Metamorphose, die in dem Greisenalter eintritt, nicht anerkennen. Hat man je einmal das Unglück, auf dieselbe aufmerksam zu machen, so fallen alle gemüthlichen Seelen mit erbittertem Grimme über den Verwegnen her, und schreien über Verletzung der Moral, über Hintansetzung der Demuth, die des Christen schönste Zierde sein soll. Diese Demuth ist es, welche uns zum großen Theile in den Fortschritten der Wissenschaft einhält, denn bei jedem Schritte, den wir vorwärts thun wollen, hängen uns die Opfer der rückschreitenden Metamorphose am Rocke, und schreien über Verletzung der ihnen gebührenden Achtung. Mein Freund Herwegh hat wahrhaftig vollkommen recht, wenn er sagt:

„Wir haben lang genug geliebt,
„Und wollen endlich hassen."

Wär' ich ein Dichter, ich versichere Dich, ich würde ein Pendant dazu schreiben, worin gesagt würde „wir sind lange genug demüthig gewesen und wollen endlich stolz werden, und den Kopf so hoch tragen, als wir irgend nur können, und unsere Hälse

es erlauben. Und wäre ich gar malitiös, so würde ich gelehrte Citate in Form von Noten, hinten an meine Ode hängen, die sechsmal länger werden sollten, als das Gedicht selber, und als Motto würde ich darüber schreiben den Göthe'schen Vers:

Nur die Lumpen sind bescheiden,
Brave freuen sich der That.

Den 20. Januar.

Wir haben heute vielleicht unsere letzte Excursion gemacht. Ich soll für mein Museum, denke Dir, mein Museum! Seethiere sammeln, und bin in vollem Eifer, um auf dem Fischmarkte Seltenheiten und Gewöhnliches zusammenzutreiben, und in ein großes Bordeauxfaß zu packen, das über Berg und Thal nach Gießen wandern soll. Schade, daß mir der Auftrag nicht früher ward. Ich hätte vielleicht manchen Fisch, manchen Krebs gekauft, mit dessen Anschauen ich mich im Anfange begnügt habe, da ich nicht gewußt hätte, was ich später mit der Bestie anfangen

sollte. Indessen ist jetzt noch immer Zeit genug, das Versäumte einigermaßen nachzuholen; denn da die Fischer einmal wissen, daß ich viel kaufe, so wird das Haus von „fleur de la santé“ förmlich gestürmt und alles nur irgend Außergewöhnliche mir hergebracht. Ich schrieb Dir schon früher von den mannichfaltigen Fischarten, welche auf dem hiesigen Markte vorkommen. Seither habe ich noch einige ganz interessante Formen erhalten.

Es giebt in den hiesigen Meeren eine beträchtliche Menge von Fischen, welche etwa die allgemeine Körpergestalt des Aals mit einem gänzlich abweichenden Kopfbaue verbinden, und meistens auch bandartig zusammengedrückt erscheinen, weßhalb man sie auch Bandfische (Taenioiden) genannt hat. In der Bucht von Villa franca gibt es mehre Arten von dieser Familie, die sich besonders durch ihre silberweiße Farbe und die beträchtliche Größe auszeichnen, die sie erreichen. Sie werden von den Fischern ganz einfach Bänder „rubans“ genannt, und lassen sich leicht acquiriren, da sie ihres schlechten Fleisches wegen auf dem Markte keinen Preis haben. Der Größte von den Dreien, die ich gekauft habe, ist so lang, daß ich ihn kaum über den Boden halten kann, wenn ich ihn mit in

die Höhe gestrecktem Arme an dem einen Ende packe. Seine Höhe beträgt etwa eine Spanne und seine Dicke nicht mehr als die Dicke eines Fingers. Die herrlichste Silberfarbe, die sich indessen außerordentlich leicht abschuppt, bedeckt den ganzen Körper, der außerdem roth gefärbte Flossen trägt, die ich aber trotz aller Mühe nicht unverletzt erhalten konnte. Es stehen nämlich oben auf dem Kopfe äußerst lange schwanke Strahlen, jeder mit einem rothen Fähnlein geschmückt und unter dem Halse befinden sich statt der Bauchflossen zwei ungemein lange sehr zerbrechliche Knochengerten, die an ihrer Spitze ebenfalls Fähnchen tragen, und gerade gut zu Reitgerten wären, wenn nicht ihre Zerbrechlichkeit einen so hohen Grad erreichte. Die Schwanzflosse hat vollständig die Gestalt eines Fächers, der aber nicht in der Richtung der Achse des Körpers liegt, wie bei den andern Fischen, sondern nach Oben aufgestellt wird. So schwimmt denn dieses Silberband mit seinen seltsamen Anhängen und Fähnchen in schlangenförmigen Bewegungen umher, und ist, wie es scheint, gar manchen Angriffen der Raubfische ausgesetzt. Eins meiner Exemplare ist an dem hinteren Theile bedeutend verstümmelt, der Schwanz fehlt ihm ganz, und die Wunde ist voll=

kommen verwachsen, so daß man wohl sieht, sie ist nicht beim Fange, sondern in früherer Zeit durch irgend einen Raubfisch beigebracht worden. Meistens werden schon in den Netzen die so außerordentlich zerbrechlichen Flossenstrahlen geknickt, und dadurch die Schönheit der Exemplare sehr benachtheiligt.

Doch ich wollte Dir von unserer letzten Excursion erzählen und Dir noch einiges Gethier mit in den Kauf geben, dessen ich bis jetzt noch nicht erwähnt habe.

Ich wüßte mich kaum des Tages zu erinnern, an dem wir nicht in Villa franca Ketten und vereinzelte Individuen von Salpen gefunden hätten. Meist wimmelt die Oberfläche von Thieren dieser Art, und wer sich genauer mit ihrem Studium beschäftigen wollte, würde hier die reichste Ausbeute finden. Bald durchschneidet das Schiff ganze Ketten, welche in Form langer Bänder an dem Borde vorbeistreichen, bald trifft man überall einzelne Individuen dieses eigenthümlichen Thiergeschlechtes, die manchmal eine gigantische Größe erreichen. Wir haben Exemplare getroffen, welche beinahe einen Fuß Länge erreichten, und andere eingesammelt, die kaum die Größe einer Haselnuß hatten.

Die Struktur dieser Thiere ist so eigenthümlich, daß man lange Zeit braucht, ehe man sich eine Idee von derselben verschaffen kann. Der ganze Körper hat meist die Gestalt eines länglichen Parallelepippedons, das vornen und hinten eine bedeutend große quere Oeffnung besitzt. Die Bauklötzchen der Kinder geben ein ganz gutes Bild einer solchen Gestalt. Vorn und hinten befinden sich je nach den verschiedenen Arten verschieden gestaltete Auswüchse, zipfelartige Anhänge und stachelartige Gebilde, die in ihrer Anordnung außerordentlich wechseln, und meistens dazu dienen die Aneinanderkettung der einzelnen Individuen zu vermitteln.

Das Thier schwimmt in dem Wasser durch beständiges Einschlucken und Wiederausstoßen der Flüssigkeit, so daß es sich also im vollsten Sinne des Wortes durch das Wasser hindurch frißt. Der innere Raum des ganzen Körpers, der vollkommen glashell und durchsichtig ist, aber doch eine gewisse lederartige Zähigkeit besitzt, dieser innere Raum wird durch eine in der Diagonale gespannte Kieme durchsetzt, welche einen cylindrischen Strang darstellt, der von einer Oeffnung bis zur anderen reicht. Wenn Jemand das Phänomen der Flimmer=

Bewegung in seiner ganzen Pracht anstaunen will, so muß er ein Stück dieser Kiemen unter dem Mikroskope beobachten. Der cylindrische Stab, der eine solche Kieme bildet, ist nämlich hohl, und eine große Menge feiner Querspalten führt von Außen nach Innen in die Höhlung hinein. Diese Spalten nun sind auf beiden Seiten mit schwingenden Flimmerhaaren besetzt, die eine so lebhafte Strömung in der Richtung der Spalten erzeugen, daß man schon mit bloßem Auge ein unbestimmtes Erzittern in diesen Spältchen wahrnimmt. Unter dem Mikroskope aber fließt und strömt es, wie in den tausend Zweigen eines Sturzbaches, der sich über flaches Land ergießt, und von allen Seiten her werden die Partikelchen, die etwa in der Flüssigkeit schwimmen, herangerissen, und in den Spalten von dem Flimmerstrome fortgeführt. So ist denn der ganze weite Sack, den die Kieme in schiefer Richtung durchsetzt, einzig und allein zur Unterhaltung der Respirationsthätigkeit bestimmt, und das beständige Einschlucken und Ausstoßen des Wassers, mittelst dessen die Salpe sich zugleich fortbewegt, ist wesentlich unserem Ein- und Ausathmen vergleichbar.

Als Anhang zu diesem weiten Kiemensacke, den

eigenthümliche ringförmig verlaufende Muskelbündel zusammenziehen können, erscheint ein rundes Knäuel, das bei den meisten Arten eine hochgelbe oder zinnoberrothe Farbe besitzt, und im Dunkeln mit wunderschönem hellsmaragdgrünem Lichte leuchtet. Dieses Knäuel enthält die wesentlichsten Organe der Salpe, einen zusammengewundenen Darmkanal, ein Sförmig gebogenes schlauchförmiges Herz, eine Leber und die keimbereitenden Geschlechtstheile, welche zwischen den Windungen des Darmkanals verborgen liegen. Die Röhre des Darmkanals besitzt zwei Mündungen, welche in den großen Kiemensack sich öffnen. Es müssen also alle Nahrungstheilchen des Thieres durch das eingeschluckte Respirationswasser herbeigeführt werden, und sämmtliche Auswurfsstoffe mit dem ausgestoßnen Wasser durch die hintere Oeffnung den Körper verlassen. Du siehst also hier schon eine große Analogie mit dem Baue der Seescheiden, wo ebenfalls der Darmkanal nur eine Art Anhang auf dem Grunde des Kiemensackes bildet, welcher den bedeutendsten Theil des Körpers ausmacht.

Die Analogie wird noch vermehrt durch die eigenthümliche Thätigkeit, welche das Herz besitzt. Dieses liegt an der unteren Seite des Eingeweide-

knäuels nach der Bauchfläche zu, und läßt sich schon mit bloßem Auge unterscheiden. Unter einer mäßig vergrößernden Loupe gelingt es aber leicht, den ganzen Blutlauf in seiner Vollständigkeit bei einer lebenden Salpe zu untersuchen, und Herwegh namentlich, den sein kurzes Gesicht hierbei begünstigt, konnte sich von der Beobachtung dieses Blutlaufes Stunden lang hinhalten lassen. Da drängt sich denn in kurzer Zeit die Thatsache auf, daß das Herz ganz so, wie bei den Seescheiden in seiner Thätigkeit abwechselt, und in abgemessenen Zwischenräumen die Richtung des Blutstromes, den es bedingt, vollkommen zur entgegengesetzten umdreht. Auch hier steht es, wenn diese Aenderung der Richtung eintreten soll, eine Zeit lang vollkommen still, ehe es seine Contractionen nach der anderen Seite hin beginnt.

Dieses Herz steht aber nicht, wie bei den Seescheiden, in offener Communication mit einer allgemeinen Leibeshöhle, in welcher die nährende Flüssigkeit ergossen ist, sondern es ist der Mittelpunkt eines weit verzweigten Systemes von Gefäßen, die sich ganz so, wie die Blutgefäße der höheren Thiere, in Netze feiner Haargefäße auflösen, in welchen die

Ernährungsflüssigkeit circulirt. In diesen Gefäßen kann man nun leicht die Wirkung des Herzstoßes studiren, und wahrlich, hätten die Thoren, welche bei den höheren Thieren eine dem Blute selbst inwohnende, bewegende Kraft annehmen wollten, nur während einiger Augenblicke den Kreislauf einer Salpe beobachtet, sie würden sich von der Grundlosigkeit ihrer Annahme überzeugt haben. Ohne Anwendung anderer optischer Hülfsmittel, als einer gewöhnlichen nicht zu schwachen Loupe sieht man in der glashellen Substanz das Blut rinnen, während das Herz sich kräftig contrahirt. Plötzlich steht das Herz still, und nun pflanzt sich der momentane Stillstand durch die Gefäße hindurch fort, bis selbst die letzten Verzweigungen nur stockende Flüssigkeit enthalten. Unterdessen hat aber das Herz schon seine Zusammenziehungen in umgekehrter Richtung begonnen und die Wirkung derselben pflanzt sich in eben der Weise durch die Gefäße wieder fort, wie früher der Stillstand. So kann man denn an jedem Punkte dieses weit verzweigten Gefäßsystems abwechselnde Vorwärtsbewegungen, Stillstand und Rückwärtsbewegungen des Blutes sehen, und man kann demnach nicht, wie bei höheren Thieren von

zuführenden und wegführenden Gefäßen, Arterien und Venen reden, da alle Gefäße abwechselnd diese Function überuehmen.

Merkwürdig ist bei den Salpen noch das Nervensystem mit dem Sinnesorgan, das erst in der neuesten Zeit genauer gewürdigt wurde. Betrachtest Du eine Salpe, welche in der Art vor Dir liegt, daß die Oeffnung, durch welche sie einschluckt, nach Oben gekehrt ist, so wirst Du in einiger Entfernung von dieser Oeffnung genau in der Mittellinie ein fast milchweißes Tüpfelchen erblicken, auf dem ein braunrothes Pünktchen aufsitzt, das Du eher für ein Stäubchen, als für ein Organ des Thieres halten würdest. Untersuchst Du aber diese Gegend näher, so wird Dir klar, daß der milchweiße Punkt ein rundlicher Nervenknoten, das röthliche Stäubchen darauf ein einfaches Auge sei, welches das einzige Sinnesorgan ist, das man bis jetzt mit Sicherheit bei den Salpen kennt. Unter starker Vergrößerung sieht man, daß das braunroth gefärbte Auge, welches eine elliptische Gestalt hat und von einer durchsichtigen Haut enge umschlossen ist, unmittelbar auf dem Nervenknoten aufsitzt, der nach allen Seiten eine große Anzahl feiner Nerven aussendet und

etwa aussieht, wie ein Kochtopf mit zwei kurzen dicken Beinchen, welche nach der vorderen Oeffnung hingewendet erscheinen. Ueber dem Auge selbst sieht man eine dreieckige Vertiefung, durch welche das Auge mit einem gewissen schalkhaftem Ausdrucke hervorguckt. Du siehst, daß diese Einheit des Nervenknotens mit der Anordnung dieses Systemes, wie wir sie bei den Rippenquallen vorfanden, sehr übereinstimmt.

Ist die Structur der Salpen schon merkwürdig, so bietet ihre Fortpflanzungsgeschichte des Interessanten noch mehr. Es tritt nämlich jede Art von Salpen in zweierlei Arten von Individuen auf, welche so durchaus verschiedene Gestalten besitzen, daß man sie ohne Weiteres für verschiedene Arten halten würde und auch so lange gehalten hat, bis der Dichter Chamisso zuerst auf diesen Formenwechsel aufmerksam machte, und mein Freund Krohn in neuerer Zeit durch die speciellsten Untersuchungen genaue Belege zu den Chamisso'schen Behauptungen lieferte. Ich sprach Dir schon von Ketten und von einzelnen Individuen. Es sind dies in der That die zwei Formgestaltungen, in welchen dieselbe Art auftreten kann. Ein einzelnes Individuum erzeugt nämlich

stets eine zusammengekettete Reihe von Jungen, welche während ihres ganzen Lebens zusammengekettet bleiben, und nur höchstens durch Zufall von einander getrennt werden. Jedes in einer Kette befindliche Individuum aber bringt nur einen einzigen Embryo hervor, welcher sich nach und nach von seinem Mutterthiere loslöst, und endlich von demselben ausgestoßen wird. So setzt sich also das Leben einer jeden Art von Salpen aus zwei Gliedern zusammen, die so mit einander verbunden sind, daß das Junge den Großältern ähnlich, den unmittelbaren Eltern aber vollkommen unähnlich erscheint. Die in Ketten vereinigten Individuen gleichen sich nämlich unter einander ganz vollkommen, nicht aber den vereinzelten Individuen, welche sie in sich erzeugen.

Die Ketten, welche von den vereinzelten Individuen erzeugt werden, entstehen nicht durch geschlechtliche Erzeugung, sondern durch Sprossenbildung. Betrachtest Du eine Salpe, welche gerade in der Erzeugung einer solchen Kette begriffen ist, so siehst Du unmittelbar an dem Eingeweideknäuel und in der nächsten Nähe der hinteren Auswurfsöffnung einen spiralförmig aufgewundenen Kranz junger

Individuen. Diese Spiralkette ist meistens aus mehreren Absätzen ungleichmäßig entwickelter Individuen zusammengesetzt, die gleichsam ruckweise in Masse hervorgebildet zu sein scheinen. Man findet so manchmal, daß ein einziges Individuum drei Ketten verschieden großer Jungen zu einer einzigen Spirale zusammengewunden an seinem hinteren Ende mit sich trägt. Die Spirale selbst ist um einen kegelförmigen Fortsatz herumgewunden, aus dessen bildender Thätigkeit sie hervorzugehen scheint.

Untersucht man nun die Individuen einer Kette zu gewissen Zeiten, so sieht man an derselben Stelle, an welcher bei den vereinzelten Individuen die spiralförmig gewundene Kette der Jungen sich befindet, bald ein Ei, bald ein mehr oder minder entwickeltes Junge, das durch einen förmlichen Mutterkuchen mit seiner Erzeugerin zusammenhängt. Ein bedeutender Blutstrom geht von dem Herzen der Mutter in ein kugelförmiges Gebilde über, das offenbar aus dem Dotter des Ei's sich hervor gebildet hat, und anderseits verzweigen sich in demselben Gebilde vielfache Gefäße des Jungen, welche eine unabhängige Blutbewegung zeigen. So treffen sich hier in demselben Gebilde die Gefäße der Mutter und der Frucht ganz

in derselben Weise, wie dies in dem Fruchtkuchen der Säugethiere der Fall ist, und es hält gar nicht schwer, durch directe Beobachtung der lebenden Thiere den Nachweis zu liefern, daß bei den Salpen ebensowohl, wie bei den höheren Thieren nur die flüssigen Bestandtheile dieser Blutarten ausgetauscht werden können, und keine directe Communication zwischen den beiderseitigen Gefäßen statt hat. Hier bei den Salpen liefert die periodische Umdrehung der Blutbewegung den sichersten Beweis, daß eine solche Communication nicht vorhanden sei; denn da das Tempo der Herzen bei Mutter und Kind sich nicht entspricht, so sieht man in den Gefäßen des Einen die Umdrehung erfolgen, ohne daß dies auf die Richtung der Circulation in den Gefäßen des Andern auch nur den mindesten Einfluß ausübte.

Du kannst Dir leicht denken, daß es Jahre lang fortgesetzter Bemühungen bedurfte, um diese scheinbar einfachen Thatsachen zu entwirren, deren Erkenntniß hauptsächlich daran scheiterte, daß die zusammengeketteten Individuen eine durchaus verschiedene Gestalt von den vereinzelten besaßen. Krohn hat die 30 Salpenarten, die man zu kennen glaubte, auf 10 oder 12 Species reducirt, indem er einestheils

Synonymen darlegte, anderntheils aber nachwies, daß scheinbar gänzlich verschiedene Arten nur die wechselnden Zustände derselben Art seien. Du magst aber aus diesem Beispiele wieder sehen, wie fruchtlos bei den niederen Thieren die Bemühungen derjenigen Forscher sein müssen, welche, ohne Rücksicht auf die Entwicklungsgeschichte zu nehmen, die Arten nach den inneren und äußeren Kennzeichen der ausgewachsenen Individuen unterscheiden möchten. Bei den Salpen hatte man zur Unterscheidung der Arten scheinbar die sichersten Kriterien: die verlängerten Spitzen, welche in verschiedener Anzahl bald vornen bald hinten an dem Körper ansitzen, die Lagerung der Oeffnungen, die bei den Einen ganz an dem Ende des Körpers, bei den Andern in geringer Entfernung davon sich befanden, die Zahl und Anordnung der Muskelbündel, welche den Kiemenkorb umgeben; alle diese herrlichen Merkmale dienten nur dazu Organismen zu unterscheiden, welche die Entwicklungsgeschichte vereinigt. Es kann kein glänzenderes Beispiel der Zwecklosigkeit jener Richtung geben, die in den Köpfen von Leuten entsprang, welche Registratoren hätten werden sollen. —

Man kann die Salpenketten nicht geradezu Colo-

nieen nennen, sondern höchstens aggregirte Individuen, welche in keinem näheren Connex mit einander stehen, und die vollkommen gut fortleben können, wenn auch diese Verbindung zufällig aufgehoben wird. So giebt es eine Art, welche sich durch ihre Größe auszeichnet, da sie zuweilen die Länge eines Fußes erreicht, und die im Normalzustande schiefe Ketten bildet, in welchen je ein links und ein rechts gedrehtes Individuum an einander gekettet erscheinen. Wir erfuhren erst in der letzteren Zeit, wo wir einmal bei sehr stillem Wetter einer Kette solcher Salpen begegneten, daß sie eigentlich aggregirte seien: bis dahin waren uns nur vereinzelte Individuen, wenn auch in großen Mengen vorgekommen. Es giebt aber auch Thiere, welche gewissermaßen in der Mitte zwischen Salpen und Ascidien stehen, und die unzertrennliche Colonieen bilden, innerhalb welcher sich die einzelnen Thiere etwa in gleichem Verhältnisse befinden, wie die zusammengesetzten Ascidien in der Gallertmasse, die sie umhüllt. Man trifft öfter in der Bucht von Villa franca gallertartig durchsichtige Organismen an, die etwa die Gestalt und Größe eines Tannzapfens haben, und meistens nicht ganz an der Oberfläche, sondern in

einer gewissen Tiefe schwimmen, so daß man sie mit einem Handnetze hervorholen muß. Sie haben eine lederartige Consistenz und zeigen auf der Oberfläche eine Menge biegsamer konischer Spitzen, zwischen welchen man kleine gelbe Pünkchen gewahrt. Das dickere Ende des Tannzapfens hat eine kreisrunde Oeffnung, die in eine centrale Höhe führt, welche die ganze Achse des Zapfens einnimmt, am oberen spitzen Ende aber vollkommen geschlossen ist. Der Zapfen öffnet und schließt sich durch Zusammenklappen seiner Mündung und bewegt sich dadurch äußerst langsam und schwerfällig in dem Wasser mit dem spitzen Ende voran. Wenn Du auch weiter kein Interesse an der Naturwissenschaft hättest, so versäume doch ja nicht, im Falle Du solchen Zapfen begegnest, Dir einige derselben aufzufischen und sie zu Hause in einem Gefäße mit Wasser bis zur Nacht zu bewahren. Du wirst durch ein wahres Feuerwerk en miniature für Deine Mühe belohnt werden: denn es gibt in der That keines unter den so zahlreichen leuchtenden Thieren des Meeres, welches eine solche Abwechslung in seinem Lichte und eine solche Intensität seiner Phosphorescenz zeigte. Man hat diesen Thieren deshalb, und

zwar mit vollem Rechte den Namen „Pyrosoma", Feuerleib beigelegt. Untersuchst Du den Zapfen näher, so siehst Du, daß in der lederartigen Gallertmasse kleine Thierchen stecken, deren Darm und Leber Du eben in Form von gelben Pünktchen gewahrst. Das Thierchen besteht hauptsächlich aus einem weiten Kiemensacke, der ebenso, wie der Kiemensack der Ascidien, ringsum gegittert ist, und also in der Gestalt des Respirationsorganes sich von den Salpen entfernt, die eine cylindrische Kieme besitzen. Unter dem Kiemensacke befindet sich der Eingeweideknäuel, an welchem sich namentlich bei den meisten ein großer Eierstock und ausgedehnter Eiersack auszeichnet, in dem man sehr häufig einzelne, vollkommen ausgebildete Jungen findet. So habe ich ein Exemplar gezeichnet, dessen Eisack durch die übermäßige Ausdehnung sich ganz in den Kiemensack hineingedrängt hatte, und etwa ein Viertel des ganzen Körperumfanges einnahm. Es befanden sich fünf vollkommen ausgebildete Jungen in diesem Eisacke, die mit ihrem Kiemensacke ganz ebenso auf- und zuklappten, als wenn sie schon in freiem Wasser lebten. Bei der größeren Art dieser Pyrosomen, von denen wir sogar fußlange Exemplare antrafen, stehen die

Thiere unregelmäßig in spiraligen Reihen in der Masse des Stockes. Es gibt aber auch eine kleinere Art, bei welcher die Zapfen nur etwa einen Zoll Länge erreichen, und die Thiere vierzeilig übereinander stehen, so daß der Zapfen vier Kanten und vier tiefe Rinnen zeigt. Bei dieser Art, deren Individuen sich in engerem Connex zu befinden scheinen, werden denn auch Embryonen geboren, die ebenfalls schon zu Vieren zusammengekettet sind, und in einer gemeinsamen Gallerthülle stecken, welche etwa die Größe eines Stecknadelkopfes hat Die Organisation dieser vierzeiligen Art scheint mir viel Abweichendes zu besitzen, und ich hätte vielleicht mein werthes Ich in den Katalogen der Wissenschaft durch Schaffung eines neuen Namens verewigt, wenn mir nicht der Ruf zu der Professur einen Strich durch die Rechnung gemacht, und den ruhig studirenden Gelehrten in einen Einpöckler von Fischen und Sammler von Krebsen verwandelt hätte. Da siehst Du, wie leicht es ist, Jemandes Namen in der Zoologie zu verewigen. Wer einer solchen Verherrlichung bedürftig ist, braucht nur Extrapost zu nehmen, in der Bucht von Villa franca nach den kleinen vierkantigen Pyrosomen zu fischen, die er zu

Tausenden fangen kann, und dann bedarf es nur zweier Tage, um die Dinger abzuzeichnen, eine Beschreibung zu entwerfen, und in dem ersten besten griechischen Lexicon einen Namen zusammenzustoppeln, so ist die Sache fertig, und die Berühmtheit ein für allemal aere perennius der Nachwelt überliefert.

Ich sprach Dir von dem Leuchten, besonders der Pyrosomen. Die Salpen leuchten auch, die Medusen nicht minder, auch die Würmer nehmen sich's heraus Nachts Funken zu sprühen, und wenn man die Sache in ihrer Allgemeinheit auffaßt, so gibt es am Ende kein Thier in der See, das nicht einmal sich mit solchem Phosphoresciren abgegeben hätte. In den warmen Nächten der Tropen leuchtet die See oft wie ein allgemeines Feuermeer, und schon bei Nizza sahen wir unsere Barke hell glänzende Streifen hinter ihrem Kiele ziehen, und die Ruder, wie mit blitzenden Sternen bedeckt, aus dem Wasser hervortauchen. Man hat sich vielfach mit dem Leuchten des Meeres beschäftigt, und bald dieses, bald jenes mikroskopische Thierchen als allgemeinen Leuchter und Beleuchter für die ganze Wassermasse angesehn; allein statt nach vereinzelten Wesen zu

suchen, welche diese Eigenschaft haben sollen, hätte man wahrlich besser gethan, das Leuchten als allgemeines Gesetz für alle niederen Seethiere aufzustellen, und die etwaigen Ausnahmen zu verzeichnen. Man würde deren nicht gar viele gefunden haben.

Hätte ich ein paar Jahre am Meere zuzubringen, ich wollte mich anheischig machen, jedes Thier an der eigenthümlichen Farbe, Intensität und Verbreitung seines Leuchtens mit vollkommener Sicherheit zu erkennen, so sehr verschieden sind alle diese Eigenschaften. So leuchtet bei den Salpen nur die gelbrothe Eingeweidekugel in hellem grünlichgelben Lichte, dessen Intensität ab- und zuschwillt, ohne daß es jemals gänzlich verlischt. Bei den Medusen beginnt das Licht mit schwachen Fünkchen auf der Oberfläche der Glocke, und schreitet allmählig über die ganze Glocke fort, zuletzt sich auf die Fangarme und die Fangfäden verbreitend. Bei den Pyrosomen beginnt das helle weingelbe Licht einförmig an dem einen Ende, und schreitet mit leise zitternder Wellenbewegung nach dem anderen Ende hin vorwärts, stets mehr und mehr an Intensität zunehmend, bis der ganze Zapfen gleich einem weißglühenden Stücke

Eisen in lichter Lohe zu flammen scheint. In gleicher Weise schreitet dann diese helle Erleuchtung zurück, bis sie allmählig in vollständiges Dunkel erlischt. Nach einigen Minuten neuer Brand, neues Auflodern, dem allmähliges Verlöschen folgt.

Man sieht bei den Pyrosomen deutlich, daß die einzelnen Thierchen es sind, durch deren Eingeweide sich allmählig das Licht fortpflanzt, und vielleicht mag die Erscheinung von dem Willen der einzelnen Thierchen abhängig sein. Alle diese Lichterscheinungen werden aber verstärkt oder hervorgerufen durch Berührung und Mißhandlung der Thiere, und wie es scheint, ist es theilweise die Bewegung, welche auf solche Reize einzutreten pflegt, die die Entwicklung des Lichtes bedingt. Wir haben oft ganze Schüsseln mit Pelagien gefüllt, und diese bis spät in die Nacht hinein beobachtet. Stießen zwei solcher Medusen bei ihrem Hin- und Herschwimmen an einander, so leuchteten die Berührungsstellen hell auf, und wenn die Thiere besonders lebenskräftig waren, verbreitete sich auch zuweilen das Licht über die ganze Glocke. Rührten wir aber mit einem Stäbchen unsere Pelagien zusammen, bis der ganze Inhalt des Pokales in lebhafter Kreiselung sich umher-

schwang, so leuchteten selbst abgestoßene Stücke und die ganzen Thiere schienen im Feuer zu stehen. Das Licht aller Leuchtthiere ohne Ausnahme ist indessen sehr wenig intensiv, und deshalb schon bei gewöhnlichem Kerzenlichte nicht mehr wahrnehmbar.

Offenbar steht das Leuchten mit gewissen Lebenserscheinungen in nächster Beziehung. Die abgestorbenen zersetzten Theile leuchten zwar auch eine Zeit lang, allein die Farbe des Lichtes ist eine ganz andere, als an dem lebenden Thiere, und läßt sich auf den ersten Blick sehr leicht unterscheiden. Im Uebrigen wissen wir aber durchaus nicht, wie das Leuchten zu Stande kommt, und auf welchen Eigenschaften der organischen Materie es beruht. Auch die Versuche an italiänischen Leuchtkäfern, welche wie unsere Johanniswürmchen, nur weit stärker leuchten, haben zu gar keinen Resultaten geführt, und nach vieler Verschwendung von Gasen allerlei Art, von Zeit und Mühe sind wir jetzt ebenso weise als vorher. Bei den im Wasser lebenden Thieren ist nun vollends in der neueren Zeit auch nicht der mindeste Versuch gemacht worden, das Räthsel zu lösen, dessen Ergründung ganz anderer Mittel bedarf, als des Guckens mit dem Mikroskope.

Als wir neulich an dem Rande eines Courant unter Haufen von Medusen und Salpen langsam dahin glitten, schrie Laurent plötzlich: ein Fisch! ein Fisch! und deutete auf eine Stelle im Wasser, die durch irgend ein Thier in lebhaft wirbelnde Bewegung versetzt war. Als wir näher kamen, sahen wir in der That ein fischartiges, aber vollkommen glashelles Wesen, das sich mit unbändiger Lebhaftigkeit im Kreise umhertummelte und erst nach einigen mißglückten Versuchen mit dem Schöpfglase aufgefangen werden konnte. Es dauerte lange, ehe wir uns eine bestimmte Anschauung von unserem Gefangenen verschaffen konnten, so wild fuhr er im Glase umher, und erst als er vielleicht hundertmal an den Wänden umhergekreist war, und keine Hoffnung zum Entrinnen sich zeigte, ließ seine Lebhaftigkeit etwas nach und wir konnten unsere Neugierde befriedigen.

Das Thier hatte etwa einen Fuß Länge und vornen eine drehrunden Körper, der nach hinten etwas abgeplattet war, und in eine lanzettförmige schmale Spitze endigte. In der Mitte dieses Körpers saß an der unteren Fläche in rechtem Winkel angeheftet eine breite, blattartige Flosse, deren schrau-

benartige Windungen das hauptsächliche Bewegungsmittel des Thieres bildeten. Du hast gewiß schon auf Seen und Flüssen jene eigenthümliche Manier des Ruderns bemerkt, wo ein einziger Schiffer hinten in einer kleinen Barke steht, und durch beständiges Hin- und Herdrehen des Ruders sein Schifflein vorwärts stößt. Ganz in ähnlicher Weise bediente sich auch unser Thier seiner Ruderflosse, und es war wirklich merkwürdig, wie schnell es sich mittelst dieses scheinbar so unbedeutenden Werkzeuges fortbewegte, dessen Breite nicht mehr als höchstens ein Fünftheil der ganzen Körperlänge beträgt. An dem vorderen Ende des Körpers geht unter einem rechten Winkel ein rüsselartiger Fortsatz nach unten ab, mit welchem das Thier beständig wühlend hin- und hertastet, und an dessen Ende sich das enge Maul befindet. Das ganze Thier hat demnach die Gestalt eines Winkelhakens, dessen einer Arm (der Körper) lang und dick, der andere (der Rüssel) nur kurz und verhältnißmäßig dünn ist. Auf der äußeren Ecke des Winkels, wo Rüssel und Körper zusammenstoßen, findet sich ein kleiner, mit ausgezackten Franzen besetzter Höcker, der einer Krone nicht übel ähnlich sieht. Unmittelbar hinter dieser Krone leuchten aus

der durchsichtigen Gallertmasse zwei hellbraune, birnförmige Körper hervor, die beiden Augen, welche nach den Seiten gerichtet sind, und eine vordere gewölbte Fläche besitzen, während der hintere Theil fast spitz zuläuft.

Wie schon bemerkt, saß die Ruderflosse etwa in der Hälfte der Körperlänge, die dadurch in zwei gleiche Theile halbirt wurde. In der Mitte der hinteren Körperhälfte etwa sah man einen spindelförmigen braunen Körper, der schief in der Gallertmasse stack und mit seinem spitzen Ende ein wenig auf der Rückenfläche hervorragte. Vor diesem spindelförmigen Körper sah man einige franzenartige durchsichtige Gallertbäumchen, welche offenbar die Kiemen waren.

Betrachtete man das Thier genauer, so sah man, daß im vorderen Ende des Rüssels innerhalb einer dicken Muskelmasse eine spiralförmig aufgerollte Zunge lag, die wie die Zunge vieler Schnecken mit einzelnen Spitzen und Dornen besetzt war. Von hier aus ging der Schlund, die Achse des Rüssels durchsetzend, bis zu der Vereinigungsstelle dieses Organes mit dem Körper fort, und erweiterte sich hier zu zwei kleinen kugelförmigen Säcken, die dicht an

einander lagen, und vielleicht als Kropf und Magen gedeutet werden könnten. Von dem Magen aus setzt sich ein vollkommen gerader, kaum Linien dicker Darmkanal durch die Achse des Körpers bis zu dem braunen spindelförmigen Organe fort, in welches er seitlich einmündet. Jetzt bemerkten wir auch an dem Rande dieses spindelförmigen Körpers Pulsationen, und erkannten, daß derselbe ein Eingeweideknäuel sei, in welchem das letzte Ende des Darmes, Leber, Geschechtstheile und Herz vereinigt lägen, was denn auch die Bedeutung der baumartigen Franzen als Kiemen vollkommen rechtfertigte. Wir hatten ein zweites Exemplar gefangen, welches beschädigt war, und den Eingeweideknäuel verloren hatte. Ich hielt diesen deßhalb anfangs für etwas Zufälliges, trotz des Widerspruchs von Herwegh, und glaubte der spindelförmigen Gestalt des Knäuls wegen, es seie ein kleines unverdautes Fischchen an dieser Stelle stecken geblieben. Die genauere Untersuchung hob diesen Irrthum natürlich sehr bald auf.

Wie mußten wir unser Thier wohl taufen? Dies war die erste Frage, deren Beantwortung bei unseren beschränkten literarischen Hülfsmitteln gerade nicht sehr leicht schien. Wir suchten vergebens eine

Abbildung und vielleicht hätten wir mit einem unbekannten Etwas in der Tasche unsere Rückreise antreten müssen. Allein wem Gott ein Amt gibt, dem gibt er auch Verstand, und so war es denn mir, dem frischgebackenen Professor der Zoologie, sogleich vollkommen klar, daß wir hier eine Firola vor uns haben müßten, auf deren Erscheinen wir durchaus nicht vorbereitet waren, da ich nach den Erzählungen von Milne-Edwards dieses Thier nur für einen Bewohner des sicilianischen Meeres hielt. Freilich muß ich sagen, daß meine Divinationsgabe doch nicht ohne bestimmteren Grund hervortrat. Ich wußte nämlich, daß eine Art sehr naher Verwandten der Firola, die Carinarie, oft in großen Schwärmen in der Bucht von Villa franca erschiene, und hatte mich aus diesem Grunde in Paris schon einstweilen mit dem Anblicke dieses Thieres befreundet, das in vielen Stücken mit der Firola übereinkommt, sich aber dadurch von ihr unterscheidet, daß der Eingeweideknäuel mit den Kiemen in einer äußerst zarten gekielten Schale steckt, welche etwa die Gestalt einer phrygischen Mütze hat. Außerdem fehlt der Carinarie der lange Rüssel, und statt eines

Krönchens trägt sie zwei längere einziehbare Fühlhörner, welche etwa denen unserer Schnecken gleichen.

Wir fanden auf anderen Excursionen noch eine andere Art von Firolen, die zuweilen in zahllosen Schwärmen an der Oberfläche erschienen, und höchstens die Länge eines kleinen Fingers erreichten. An dem Schwanze trugen sie einen langen fadenartigen Anhang, der stellenweise mit braunen Knoten besetzt war. So ein Thierchen muß man sich wählen, um mit Bequemlichkeit anatomische Untersuchungen anzustellen. Das ganze Ding ist so durchsichtig, daß man es nur unter eine geringe Vergrößerung des Mikroskopes zu legen braucht, um Nervensystem, Gefäßsystem, Verdauungsorgane in ihrem ganzen Verlaufe ohne weitere Präparation vollständig überschauen und untersuchen zu können. Ich habe die Zeichnung des Nervensystems einer solchen Schnecke in einer Stunde gemacht, wozu ich bei einer unserer Schnecken eine 14tägige Anstrengung wenigstens nöthig gehabt hätte. Die Bequemlichkeit ist viel werth im Leben, aber am Meisten gilt sie in der Wissenschaft, wo es sich sehr oft nur darum handelt, Gegenstände zur Untersuchung zu wählen, bei welchen die Schwierigkeiten

nicht existiren, die anderwärts sich darbieten. Deshalb großentheils sind auch die Forschungen am Meere so ergiebig, weil es sich meist um Thiere handelt, deren Durchsichtigkeit eine vollständige Einsicht ihrer gesammten Oeconomie verstattet.

Den 25. Januar.

Du fragst mich in Deinem letzten Briefe, ob wir denn keine Untersuchungen über Polypen gemacht hätten, und ob ich Dir nicht Fundorte von Thieren dieser Art in der Bucht von Villa franca anzugeben wüßte. Es fragt sich nur, was für Arten von Polypen Du finden willst, und von welcher Familie der weitläufigen Klasse Du gesprochen hast. Es gibt hier, glaube ich, Repräsentanten aller möglichen Formen und zwar in solcher Zahl, daß man stets gewiß sein kann, seinen Zweck zu erreichen und Haufen derselben mit nach Hause zu bringen. Als wir neulich hart an der westlichen

Küste der Bucht von Villa franca unter dem Fort Sansculotte hinsegelten, zeigte uns Laurent eine Stelle, wo das Wasser mit vollem Brausen an die verwitterten Felsen schlug. Dort unten, sagte Laurent, findet sich in der Tiefe einiger Faden eine Grotte, welche einmal von ein Paar Jungen beim Baden entdeckt worden ist. In dieser Grotte haben sie einen Stamm ächter Korallen gesehen, so dick wie ein Mann und von fabelhafter Länge, der tief in dem Inneren der Grotte wurzelt, und dessen Zweige von dem Wogenpralle abgebrochen worden sind. „Wer den hätte," fügte Laurent hinzu und seufzte recht inbrünstig, „wer den hätte, der könnte in Genua den Markt Jahre lang mit Korallen versorgen, und brauchte nicht mehr Barken zu rudern, und sich abzuschinden für sein tägliches Brod. Es waren auch vor einigen Jahren ein Paar Korallenfischer hier, erzählte er weiter, die den Schatz heben wollten, und einige Monate lang in der Bucht arbeiteten, ohne den Stamm hervorbringen zu können. Sie waren recht arm und jämmerlich, hatten eine schlechte Barke und einen noch schlechteren Tauchapparat, und obgleich es ihnen öfter gelang, den Korallenbaum zu sehen, so konnten sie doch

niemals in die Grotte eindringen, und verloren so Zeit und Mühe. Am Ende wollte ihnen Niemand mehr borgen, Schulden hatten sie die Menge, und da nahmen ihnen die Gläubiger Barke und Tauchapparate ab, und schickten sie zu Fuße wieder heim. Welcher Schaden! sagte Laurent, und schüttelte bedauernd den Kopf. Es wäre doch eine recht große Ehre für unsere Gegend gewesen, wenn sie den größten Korallenstock geliefert hätte, den man seit Jahrhunderten gesehen hat. Sie sollten sich einmal daran machen, meine Herren, und die Koralle zu fangen suchen, da hätten Sie am Ende doch auch eine Entschädigung für Ihre Mühe, während sie jetzt schon so manchen Fünffrankenthaler hinausgeworfen haben, um Zeug zu kaufen und zu fangen, das" — hier hielt er inne, machte eine höchst verächtliche Miene, schnalzte mit der Zunge und that einen gewaltigen Ruderschlag, so daß die Barke fast wie ein Kreisel herumfuhr.

Freilich möchte ich das nächste Mal, wenn ich die Bucht von Villa franca besuche, einen Tauchapparat bei mir haben, um auf dem Boden des Meeres herumsuchen zu können. Milne-Edwards hatte einen solchen auf seiner sicilianischen Reise

mit und es reute ihn nur die unvollkommene Anordnung desselben, nicht aber der Gebrauch, den er davon machen konnte. Im Wesentlichen bestand sein Apparat aus dem Rettungshelm des Obersten Paulin, der besonders für den Fall berechnet ist, wenn man bei Feuersbrünsten in Räume eindringen will, die so von Rauch und giftiger Luft erfüllt sind, daß man nicht darin athmen kann. Der Apparat ist eigentlich nur ein lederner Helm, der luftdicht schließt, und ziemlich fest auf den Schultern aufsitzt. Der ganze Kopf steckt in diesem Gehäuse, in welchem Fenster für die Augen angebracht sind. Die obere Spitze des Helmes ist durch eine Klappe geschlossen, die sich einem Drucke von Außen nach Innen öffnet, und über dieser Oeffnung ist ein langes elastisches Rohr angeschraubt, welches mit einer Druckluftpumpe in Verbindung steht, die man beständig im Spiel erhält. Der Gedanke, der dem Ganzen zu Grunde liegt, ist außerordentlich einfach, wie Du siehst. Man führt durch die Pumpe dem Kopfe, der in dem Helme steckt, beständig frische Luft zu, die aus den Fugen an den Schultern wieder entweicht, und die ausgeathmete fernerhin untaugliche Luft mit sich führt.

Es hält leicht, diesen Apparat so zu modificiren, daß er zu dem Tauchen in dem Wasser geeignet ist. Allein wie mir Milne-Edwards sagte, der einen solchen Apparat öfters benutzt hat, so bedarf es zu seinem Gebrauche vor allen Dingen einer großen stark-bemannten Barke, welche genügende Sicherheit für das Aufziehen und Niederlassen des Apparates biete, und in ähnlicher Weise, wie die Barken der Austern-fischer für die schwere Schleppkratze eingerichtet ist. Denke Dir das Vergnügen, mit einem solchen Apparate, der alle Glieder frei läßt, auf dem Grunde des Meeres herumzuwandeln und dem geheimniß-vollen Treiben zuzuschauen, das uns jetzt nur in Bruchstücken an die Oberfläche gebracht wird. Wie unendlich unvollkommen sind alle die Hülfsmittel, welche unsere Naturforscher bis jetzt angewendet haben, um das Leben des Meeres auf dem Grunde zu untersuchen, und wie unendlich wichtig wären doch diese Untersuchungen hinsichtlich der Folgerungen, welche man aus ihnen ziehen könnte. Wir schwatzen und reden in unseren geologischen Abhandlungen unendlich viel von Schichten, die sich in der Hochsee ablagern, von dem Untergange der Schöpfungen, von der Aufeinanderfolge derselben in ver-

schiedenen Zeitepochen, und die ganzen Vergleichungspunkte, auf welche wir uns stützen können, bestehen in einigen Häuflein Sand, und ein Paar Muscheln, welche Schleppkratze und Senkblei zu Tage gefördert haben. Wie kann man hoffen, eine genügende Vorstellung von den Bewohnern des Meeresboden zu haben, von dem Einflusse, den sie auf die Ablagerung der Gesteinsschichten ausüben können, wenn man nur dasjenige kennt, was man von der Oberfläche dieses Bodens abkratzte, ohne in einige Tiefe eindringen zu können. Ein Engländer, Forbes, hat jetzt einen gewaltigen Spektakel darüber angefangen, daß er das griechische und ägäische Meer nach allen Richtungen hin mit der Schleppkratze zu durchsuchen Gelegenheit fand. Und der Mann macht ausdrücklich darauf aufmerksam, daß bis jetzt noch kein Naturforscher dies Instrument speciell zu dem Zwecke benutzt habe, um allerwärts die Zusammensetzung des Lebens in der Tiefe zu beobachten. Das ist vollkommen wahr, und in der Südsee namentlich, wo wir uns zuerst in solcher Absicht hinwenden sollten, hat auch nicht die leiseste Spur irgend einer Erforschung dieser Art statt gehabt. Dort unter den Korallenriffen in

der Mitte der Atolls, in den Buchten der Küsten müssen wir die Thatsachen suchen, welche uns in der Aufklärung der geologischen Räthsel zu leiten haben: denn die älteren Meere, in welchen sich die Gesteinsschichten unserer Erdkruste absetzten, glichen nicht sowohl unseren Becken der gemäßigten Zone, als vielmehr jenen unendlich reicheren Gewässern, die zwischen den Wendekreisen sich ausbreiten.

Ich wollte von den Polypen bei Villa franca reden und gerathe in Gefahr, Dir den Plan einer Südseeexpedition auseinanderzusetzen, die mit Schleppkratzen und Paulinschen Helmen bewaffnet, den Ungeheuern des Meeres etwas tiefer in ihre Geheimnisse schauen soll, als dies bisher geschehen. Geduld, lieber Junge, Du mußt Dir solche Excursionen schon gefallen lassen, die mir jetzt eine Erholung gewähren, wo ich den ganzen Tag nichts thue, als Fische abbürsten, jeden einzeln in ein Läppchen wickeln, und sie dann so dicht als möglich in ein Faß einpacken, von dem ich eine unendliche Bereicherung meines Museums erwarte. Das merke Dir wohl, wenn Du je einmal Fische zu versenden oder einzupacken hast: An dem gekochten Fisch sind die Schuppen unleidlich, allein für den

Zoologen sind sie unentbehrlich, und können auf weiteren Reisen nur dadurch erhalten werden, daß man in der beschriebenen Weise jeden einzelnen Fisch besonders in Leinwand packet. Langweilig ist das freilich, allein die Vernachlässigung einer solchen Vorsichtsmaaßregel rächt sich oft grausam, und wenn die deutschen Professoren der Zoologie einmal so gestellt sein werden, daß sie sich Bedienten halten können, so dürfen sie solche Geschäfte den dienstbaren Geistern schon überlassen. Jetzt freilich, wo sie mit überflüssigem Geldmangel und noch obenein mit den Segnungen einer Wittwenkasse behaftet sind, soll's mich gar nicht wundern, wenn sie dergleichen Geschäfte selber verrichten müssen.

Die Wittwenkasse und die Polypen haben das mit einander gemein, daß sie Alles ergreifen und verschlingen, was in ihre Nähe kommt, und da somit diese Institute eine große Aehnlichkeit besitzen, so wirst Du bewundern, mit welcher Feinheit ich hier den stylistischen Uebergang zu meinem eigentlichen Thema gemacht habe. Es ist wahrhaftig gerade, wie wenn ich den Brief wollte drucken lassen, und wie wenn es mir ginge, wie Einem meiner Freunde, den ich einmal

bei der Verfertigung eines langen mit großer Sorgfalt stylisirten Briefes antraf, den er gerade für seine Braut abschrieb. Das Concept, welches er vor sich liegen hatte, war vielfältig durchcorrigirt, geflickt und verbessert, etwa wie das Concept eines Berichtes an eine Höchste Staatsbehörde, oder das Anfangscapitel eines Romans, über dessen weiteren Verlauf der Verfasser selbst noch nicht einig ist. Du gibst Dir ja eine unendliche Mühe, sagte ich, einen Blick auf das geglättete Rosapapier werfend, über dem einige lithographirte Amoretten gaukelten. Du glaubst wohl? erwiederte er lachend. Aber ich habe geschworen, nie wieder eine Zeile zu schreiben, die mir nicht bezahlt wird, und da ich überzeugt bin, daß meine Braut die Liebesbriefe höchst sorgfältig in einem eigens dazu bestimmten Kästchen aufbewahrt, und mir dieselben als Frau wieder mitbringt, so werde ich dann mein Hausrecht benutzen, mich der Briefe bemächtigen und die Gefühle für ein hübsches Honorar bei Cotta drucken lassen. Deshalb schreibe ich sie auch jetzt schon sehr sorgfältig, und hänge alle Nachrichten über Möbelkauf, Bettverfertigung und dergl. Dinge, die in die Haushaltung gehören, auf der dritten Seite hinten in

einer Nachschrift an, damit ich sie bequem wegschneiden und ohne weitere Correcturen die Briefe druckfertig haben kann. Mit dem Honorar bezahle ich dann die Wittwenkasse, und von dem Reste trinken wir Champagner bei der ersten Kindtaufe." Das war nun freilich eine vermessene Zusage, denn die Wittwenkasse verschlang das ganze Honorar eines sechsjährigen Brautstandes und bei der Kindtaufe mußten wir uns mit sauerem Landweine begnügen.

Aber meine Polypen! Ich bin bei ihnen, und kann Deine Frage mit Wenigem beantworten. So schöne große Stämme von Gorgonien und ähnlichen Thieren, wie Du sie in Neapel findest, und in allen Museen als Zierrath aufgestellt stehst, habe ich freilich bei Villa franca nicht gefunden, dagegen desto mehr kleines Zeug auf allen Blättern und Steinen, die man nur aus dem Wasser hervorbefördern mag. Die Steckmuscheln, die wir aus dem Boden herausrissen, die Blätter der Tangarten, welche wir zufällig an die Oberfläche förderten, waren dicht besetzt mit vielfachen Arten von Glockenpolypen, (Campanularien) Keulenpolypen (Coryne) und Röhrenpolypen (Sertularien), die sich meist wie dünne Fäden an

der Oberfläche der Körper hinziehen, auf welchen sie festsitzen. Auf den Steckmuscheln namentlich fanden wir lange Colonieen eines prachtvollen gelben Polypen mit acht Armen, der auf langen Fäden saß, welche, etwa wie die Ausläufer einer Erdbeere, hier und da die cylindrischen Becher trugen, in die sich der Polyp zurückziehen konnte. Diese stiellosen Becher hatten etwa die Länge einer Linie, bestanden aus durchsichtiger etwas gelblich gefärbter Hornsubstanz und ließen in ihrem Inneren den zusammengezogenen Polypen sehr deutlich wahrnehmen. —

Noch weit prachtvoller gefärbt war ein anderer Polyp, ebenfalls mit acht blattförmigen, seitlich gefranzten Fangarmen, dessen Polypenstock aber mehr ästig war, und dessen becherartige Hüllen auch einige Kalkconcremente zu enthalten schienen, welche sie vollkommen undurchsichtig machten. Die Röhren dieses Polypen, der auf Steinen und Wurzeln festsaß, waren schmutzig orangegelb, die blattartigen Fangarme hell fleischroth gefärbt, und der entfaltete Polyp bot einen desto schöneren Anblick, als alle diese Fangarme mit ihren seitlichen Einkerbungen etwa so aussahen, wie die s. g. Stuartskragen,

welche man zur Zeit jener enthaupteten Königin und später allgemein trug.

Auf den Blättern der Tange, welche den Boden bei Villa franca decken, und zwischen denen die Steckmuscheln und die rothen Seesterne hausen, sieht man ganz feine, weißliche Fädchen, die von Zeit zu Zeit ein kleines, in rechtem Winkel abstehendes Fäserchen gewahren lassen. Das sind Campanularien, welche in vielfachen Arten hier vorkommen, und sich eher zur Beobachtung eignen, da die langen gestielten Becher, in welchen die Polypen sitzen, vollkommen durchsichtig und klar sind. Man braucht nur eine solche Ranke mit der Pincette zu fassen und sie vom Blatte abzuziehen, um den ganzen Polypenstock in einem Uhrglase unter das Mikroskop zu bringen. Vielfach beschäftigt hat mich eine Art dieser Glockenpolypen, deren langgestielte Zellen stets einzeln auf den Ranken aufsitzen, und wesentliche Unterschiede in ihrer Bildung zeigen. Die Einen haben nämlich länger gestielte Zellen, in welchen ein Polyp mit vielfachen Fangarmen sitzt, die in einem Kreise um den meist hügelförmig hervorgetriebenen Mund stehen. Dies sind die ernährenden Individuen, an denen sich niemals Geschlechtsorgane

entdecken lassen. Zwischen ihnen aber sitzen auf kürzeren Stielen mehr topfartig gestaltete Glocken, die oben eine wallartige Einfassung besitzen, und im Innern eine kugelförmige Masse enthalten, welche durch einen stielartigen Fortsatz mit dem Walle und der darin befindlichen Oeffnung zusammenzuhängen scheint. Die innere dunkle Masse ist noch ringsum von heller Substanz umgeben, und bei vielen Individuen undeutlich in einzelne Kugeln zerlegt. Drückt man die Kapseln ein wenig zwischen zwei Glasplatten zusammen, so trennen sich diese Kugeln deutlicher von einander ab, und man gewahrt in ihrem Inneren kreisrunde helle Flecken, die offenbar Keimbläschen sind. Es kann also keinem Zweifel unterworfen sein, daß die topfförmigen Kapseln weibliche Individuen seien, welche nur zur Fortpflanzung bestimmt sind und Eier in ihrem Innern erzeugen.

Drückt man die Kapseln, deren Eier einen gewissen Grad der Entwicklung erlangt haben, stärker zusammen, so stülpt sich zuletzt die ganze innere Masse durch die wallartige Oeffnung der Kapseln nach Außen hervor, und bildet dann eine große Gallertkugel, in welcher die Eier zusammengedrängt

liegen. Man findet auch viele Kapseln, bei welchen dieser Prozeß sich schon in natürlicher Weise ohne Dazwischenkunft eines Druckes vollendet hat, und wo auf der Mündung der leeren Kapsel eine runde Gallertmasse aufsitzt, die eine gewisse Anzahl von Eiern enthält. Ich weiß nicht, wie die Eier sich weiter entwickeln, und was aus den leeren Eikapseln werden mag. Gewiß reißen sich die Eier von den Polypen später los, ob dies aber im Ganzen geschieht, und die Gallerthülle mit den darin enthaltenen Eiern ein Spiel der Wogen wird, oder ob die Eier sich erst zu beweglichen Embryonen entwickeln und dann die Gallerthülle durchbrechen, könnte ich wahrlich nicht sagen, und Du magst, wenn Du einmal nach Villa franca kommst, diese Beobachtungen fortsetzen und zu erklecklichem Ende führen. Ich werde keine Reclamation der Priorität Dir an den Hals werfen.

Heute, als ich im Begriffe war, Kisten und Kasten zu schließen, brachten mir die Fischer eine noch lebende Homola, ein prachtvolles Exemplar, das ich unmöglich zurücklassen konnte. Ich habe es ein paarmal in Spiritus getaucht, und da ich keine Zeit hatte, seinen vollständigen Tod abzuwarten, so habe

ich es mit Bändern und Schnüren an den Deckel der Kiste angenagelt, in welcher ich schon ein anderes Exemplar derselben Gattung untergebracht habe. Es gehören die Thiere dieser Gattung gewiß zu den größten Crustaceen, welche bei Nizza vorkommen; denn es ist nicht zu viel gesagt, wenn ich behaupte daß die große weibliche Homola, welche ich aquirirt habe, beinahe die Größe eines Kindskopfes hat, und daß ihre spinnenartig ausgebreiteten Füße zwei Ellen Spannweite haben. Die Form dieser Gattung ist ziemlich eigenthümlich und sehr abweichend von derjenigen der gewöhnlichen Taschenkrebse, zu welchen das Thier doch im Grunde gehört. Der Körper hat im Ganzen betrachtet etwa die Form einer Birne, deren Stiel nach vornen gerichtet wäre. Die Oberfläche ist mit Stacheln und braunen Haaren besetzt, die Fühlhörner nur sehr kurz und klein, die Augen dagegen auf langen Stielen befestigt, und äußerst beweglich. Die Beine haben alle eine ungemeine Länge, das vordere Paar ist mit kurzen schwachen Scheeren versehen, deren Kneiparme ganz rund sind, während die drei folgenden Paare scharfe, etwas gekrümmte Haken tragen, die nur zum Gehen geeignet erscheinen. Das letzte Fußpaar, (denn alle

hochstehenden Crustaceen haben, wie Du weißt, fünf Paar Füße, während die Spinnen vier und die Insecten drei Paar besitzen), das letzte Fußpaar, sage ich, scheint nur eine Art Luxusmöbel für die Homola zu sein. Es ist klein, verkümmert, und wird stets auf dem Rücken getragen, ohne daß man bemerken könnte, daß das Thier irgend welchen Gebrauch davon zu machen geneigt sei.

Die Homola ist gerade nicht eine häufige Erscheinung auf dem hiesigen Markte, und unser Abbé ärgerte sich einigermaßen, daß man seinen bestimmten Auftrag nicht befolgt, und lieber von den Fremden einige Franken genommen hatte, statt mit ihm um ein Paar Sous zu feilschen. Man fängt das Thier nur zufällig in einer Tiefe von mehren hundert Füßen mittelst der Grundangel, welche bei den Fischern den Namen Palangre führt. Es ist wahrscheinlich, daß der Fang an großen Crustaceen weit ergiebiger sein würde, wenn man Körbe und Netze, ähnlich denen, welche man zum Krebsfange braucht, auf den Boden hinabließe und einen stark riechenden Köder darin befestigte.

Größere krebsartige Thiere sind überhaupt ziemlich selten in Nizza, während ein außerordentlicher

Reichthum von kleineren Formen vorkommt. Es gibt hier einen Baron, dessen Namen ich vergessen habe, der aber in der Administration der Stadt eine ziemlich hohe Stelle begleitet und eine vollständige Sammlung aller krebsartigen Geschöpfe besitzt, welche in dem Meere von Nizza vorkommen. Auch unser Freund, der Abbé Montolivo beschäftigt sich mit Zubereitung von Crustaceen, und hat uns einige nicht uninteressante Typen, welche während unserer Anwesenheit nicht auf dem Markte vorgekommen waren, zum Geschenke gemacht. Auf den ersten Blick scheint es, als müßte es ungeheuer schwer halten, die Crustaceen nur einigermaßen kennen zu lernen, da ihre Formen so außerordentlich mannigfaltig und ihre Zahl groß ist. Allein gerade diese Mannigfaltigkeit der Formen und Organe bietet eine solche Menge von Anhaltspunkten und so scharfe und bestimmte Unterscheidungsmerkmale dar, daß man bei einiger Bekanntschaft sehr bald die bekannten wieder findet, und die unbekannten sehr leicht in den systematischen Catalogen auffinden kann.

Die Krabben oder kurzschwänzigen, zehnfüßigen Krebse finden hier alle ihre Familien vertreten. Du

siehst in vielfachen Repräsentanten die Bogenkrabben, die sich alle dadurch auszeichnen, daß der mittlere Körper weit breiter als lang ist, und sein Vorderrand nach Außen convex verläuft, während der hintere, oft sehr schmale Rand quer abgestutzt oder selbst ausgeschweift ist. Sowohl die gewöhnlichen Taschenkrebse, deren Füße alle mit einer sichelartigen Kralle bewaffnet sind, als auch die Portunusarten, deren hinteres Fußpaar blattartig entwickelt ist und als Ruder dient, finden sich täglich in Menge auf dem Markte. Auch die s. g. Schamkrabben sind gar nicht selten, und wenn Du selbst nicht eine auf dem Markte findest, so ist Freund Montolivo gewiß gern bereit, Dir eins seiner zahlreichen Exemplare als Andenken mitzugeben. Die Calappa (dies ist der systematische Namen der Schamkrabben) hat etwa die Form eines sphärischen Dreieckes, an dessen vorderer Spitze die kleinen kurzgestielten Augen stehen. Die Farbe des Körpers ist ein gelbliches Fleischroth mit warzigen Erhabenheiten, welche hell carminroth gefärbt sind. Die ganze Krabbe ist vollkommen glatt, ohne Haare, Borsten oder Spitzen auf dem Rücken, und sieht deshalb sehr sauber und geleckt aus, eine seltene Eigenschaft bei den Krabben, die meistens eine ganze

Welt auf dem Rücken mit sich herumtragen. Die vier hinteren Fußpaare der Calappa sind nur sehr dünn, schmächtig und mit kleinen Sichelhäkchen besetzt; das vordere Scheerenpaar dagegen außerordentlich dick, schwer und so breit, daß die Oeffnung der Zange mehr in der Breiten-, als in der Längs-Richtung der Scheere steht. Dieses ganze massive Scheerenpaar kann nun so unter die vorderen, schief nach Unten abgeschnittenen Ränder des Körpers untergeschoben werden, daß die Scheeren fast gänzlich verdeckt sind, in solcher Weise, daß es kaum möglich wäre, mehr als den Rand des Scheerengliedes vom Rücken aus zu sehen. Es sieht fast aus, als schäme sich die Krabbe dieser unbehülflichen Werkzeuge, und verberge sie deshalb unter dem Vorderrande ihres Rückenschildes.

Ganz ähnlich macht es auch eine andere Krabbe, deren allgemeine Körperform einigermaßen derjenigen der Calappen gleicht, die aber durch ihre Organisation in eine ganz andere Abtheilung der Krebse zu gehören scheint. Die Dromien sind gewiß die trägsten, indolentesten Thiere, die man sehen kann. Mit an den Leib gezogenen Füßen und Scheeren sitzen sie unter den Steinen oder zwischen den

Blättern der Tange, und man muß schon ziemlich genau zusehen, um sie von einem gelben Ocker-steine unterscheiden zu können. Sie machen auch nicht die geringste Anstrengung, um zu entfliehen, sondern lassen sich ruhig greifen und verharren auch in der Gefangenschaft in dieser Apathie, die nur bei Nacht, wie es scheint, ein wenig unterbrochen wird. Der ganze Körper ist von einem dichten, graugelben Wollhaare bedeckt, und nur die äußersten Spitzen der massiven Scheeren sind glatt und von schön rosenrother Farbe. Die Bewegungslosigkeit dieser sonderbaren Taschenkrebse erklärt sich einigermaßen aus der Organisation ihrer Füße. Es sind nämlich nur zwei Paar derselben zur Ortsbewegung tauglich, während die zwei letzten Paare als ziemlich kleine verkümmerte Anhänge auf der Oberfläche des Rük-kens getragen werden, und gewiß weder zum Schwim-men noch zum Gehen benutzt werden können. Ich weiß nicht, wer den Zoologen das Mährchen auf-gebunden hat, die Dromie benutze diese beiden Fuß-paare, um damit Seeschwämme, Blätter, Muschel-schalen und solches Zeug sich über den Rücken zu halten, und auf diese Weise maskirt ihre Beute zu beschleichen. Sie schauen zwar trotz ihrer Unbe-

weglichkeit äußerst verständig aus ihren kleinen lebhaften schwarzen Augen hervor, allein für so listig, wie die Zoologen sie gerne machen mögten, kann ich sie denn doch nicht halten. Unser alter Laurent, der die Dromien recht wohl kannte, wußte durchaus nichts von den ihnen angedichteten Listen, und ein anderer Fischer, La Rose genannt, der manches Wunderbare zu erzählen wußte, hatte ebenfalls keine Kenntniß von dieser Geschichte. Wir haben ein Paar Dromien Tage lang in unseren Gläsern zwischen Schwämmen und Pflanzen lebendig gehabt, aber niemals gesehen, daß sie bei ihren Abendpromenaden nach Beute sich in der von den Zoologen angenommenen Weise ausgerüstet hätten. Ich sehe auch nicht ein, warum eine Bestie, die beschlichen werden soll, weniger vor einem wandelnden Seeschwamme, als vor einem langsam sich bewegenden Rollsteine erschrecken sollte, und einem solchen gleicht eine Dromie mehr, als etwas Anderem. Wir haben aber in unserer neuen Zoologie noch gar manche Dinge die nicht besser sind, als die Erzählungen von Plinius und Consorten, von welchen ich Dir gleich ein recht hübsches Beispiel mittheilen will.

Es gibt eine kleine Art von Taschenkrebsen, die

etwa die Größe einer Erbse haben, und deren Leib ziemlich weich und biegsam ist, so daß sie auf irgend eine Weise in andern hartschaligen Thieren eine Zuflucht suchen müssen. Sie setzen sich deshalb besonders in mancherlei Arten von Muscheln, zwischen deren Klappen sie vollkommen gut aufgehoben sind, und man mag wohl selten ein Exemplar der Steckmuschel herausziehen, welches nicht ein Paar solcher Gäste beherbergte. Diese Thatsache war den Alten recht wohl bekannt; sie nannten den Krebs den „Muschelwächter,“ (Pinnotheres) und da sie in alle Verhältnisse der Natur etwas Menschliches hineintrugen, so hatten sie auch eine recht hübsche Theorie zur Erklärung dieser Thatsache gefunden. Sie sagten nämlich, es existire eine Art von Bündniß zwischen der Muschel und dem Krebschen, in welchem die eine die materielle Stärke, das andere die Intelligenz repräsentire. Die Muschel, behaupteten sie, habe weder Augen noch Ohren, könne sich nicht vom Platze bewegen, und sei deshalb allen feindlichen Angriffen ausgesetzt, wenn diese nur plötzlich genug kämen, um die Muschel bei geöffneter Schale zu überraschen. Gegen diese Unvollkommenheit ihrer Organisation schütze sie die Freundschaft des Krebses,

welcher beständig mit wachen Augen und offenen Ohren an dem Rande der Schale Wache halte, und beim Nahen eines Feindes die Muschel kneipe, worauf denn diese ihre Schale schließe und so sich gegen den Angriff wappne. Auch wenn irgend ein zur Nahrung taugliches Thier sich zwischen die Schale verirre, gebe der Krebs durch einen Kniff ein Zeichen, und erhalte dann von der Muschel, die ihn zum Lohne beherberge, einen Theil der Beute.

Gegen eine solche Erzählung haben sich unsere neueren Naturforscher mit ungemeiner Energie empört, und vollkommen nachgewiesen, daß ein jeder Organismus sich selbst genüge, und gar nicht die Rede davon sein könne, solche auf wechselseitige Dienste gegründete Freundschaft in der Natur anzunehmen. Wir glauben ihnen das recht gerne und wollen uns gegen die Schlüsse, welche sie gezogen haben, nicht im Geringsten auflehnen. Wird aber dadurch, daß sie die Erzählung der Alten zurückweisen, die ihrige von der so absurdlistigen Dromia etwa glaubwürdiger?

Noch weit eher würde ich solche Absichten bei den s. g. Dreieckkrabben voraussetzen, von denen ein Geschlecht, Maja, hier in zahllosen Exemplaren

vorkommt. Die Beine dieser Thiere sind lang und spinnenartig. Der Körper nach Vornen spitz, nach Hinten meist breit, aber mit abgerundeten Winkeln. Vornen stehen ein Paar starke Spitzen hervor, an denen man sich leicht verwundet und Körper wie Beine sind mit langen borstenartigen Haaren, mit Dornen und Spitzen besetzt, die nach allen Seiten hinausstarren. Das sind die wahren Struwwelpeter unter den Crustaceen! Polypen, Seepflanzen, Röhrenwürmer, zusammengesetzte Ascidien, Muscheln und Schnecken bauen sich auf der Oberfläche dieser Bestien an, die beständig einen Wald von Gewächsen auf dem Rücken mit sich herumtragen, und aussehen, als gehörten sie zu der Armee von Duncans Söhnen, als sie Macbeth's Schloß stürmte. Diese Majen sind wirklich, freilich wider ihren Willen, vollkommen maskirt, und man könnte allein mit den Objecten, die man von ihrem Rücken ablauste, das Studium vieler Tage füllen. Alle die langbeinigen, spinnenartigen Taschenkrebse, die Borsten, Haare und Stacheln tragen, sind stets mit solchen Aufsätzen und parasitischen Organismen über und über besetzt, und man erkennt sie oft nicht eher, als bis man sie sich bewegen sieht, wo denn aus dem

ungestalteten Haufen von Blättern und Polypenstöcken sich nach allen Seiten hin lange Spinnenbeine hervorstrecken, und das ganze räthselhafte Wesen sich in zappelnder Bewegung fortzuschieben sucht.

Die höheren Crustaceen, Krebse und Krabben scheinen überhaupt dazu bestimmt, die Organe des christlichen Polizeistaates in dem Meere zu repräsentiren. Einige derselben, und dies sind meist die großen und glatten Seekrebse mit langen Schwänzen, unendlichen Fühlhörnern und starken Scheeren, die Hummer, Langusten, Scyllaren, Galatheen und wie sie alle heißen mögen, tragen oft glänzende Uniformen, und tyrannisiren selbst kleinere Fische auf grausame Weise. Die langsamer beweglichen Krabben haben mehr die niedere Polizei auf dem Grunde. Sie stöbern beständig unter Steinen und Tangen umher, und wehe dem armen Viehe, das sie unterwegs antreffen. Sie finden gewiß irgend welchen Grund, es in Strafe zu nehmen, und solche Strafe muß jedes Mal mit dem Leben gezahlt werden. Und nun gar das Heer der parasitischen Crustaceen, die sich an ihre Beute festheften, und sie nicht eher loslassen, als bis der Tod die armen Verfolgten erlöst. Kann man sie nicht identificiren mit jenen

Hetzhunden der geheimen Polizei, welche den politisch Anrüchigen angehängt werden, und ihnen nachfolgen müssen auf ihren Winkelzügen, ohne sie einen Moment aus ihren Augen zu lassen? —

Doch Spaß bei Seite! Die Crustaceen haben wirklich eine höchst eigenthümliche Rolle in der Oeconomie des Meeres, die etwa derjenigen gleicht, welche Aasgeier, Schweine und Hunde in den Gegenden übernommen haben, wo die Polizei sich nicht auf den Schmutz der Straßen erstreckt. Die Crustaceen fressen Alles, mit besonderer Vorliebe aber faulende, verwesende Stoffe, weßhalb man sie auch mit stark riechenden Substanzen außerordentlich leicht ködert. Mit ihren vielen Beinen, Freßspitzen und Kaufüßen durchstöbern sie jeden Winkel, und sind in beständiger Activität, welche durch ihre stete Unersättlichkeit andauernde Anregung findet. Ein fressender Krebs bietet wirklich ein seltsames Beispiel. Der Mund ist so besetzt mit zahlreichen Anhängseln, die von den Seiten her einander in die Hände arbeiten, daß man kaum weiß, wie die Nahrung zwischen ihnen durchkommen soll. In welcher Mannigfaltigkeit sind diese Organe ausgebildet! Das eine Paar besitzt lange, etwas weit aus-

einander stehende Borstenhaare, welche wie der Rechen eines Mühlwerkes dazu bestimmt scheinen, das Eingehende durchzusieben und Ungehöriges abzuhalten. Ein anderes Paar dieser Anhänge trägt feine Bürsten, jenes hackenförmige Krallen, dieses messerartige Schneiden, Sägezähne und andere Waffen dieser Art, welche zur Zerkleinerung bestimmt sind. Unsere Instrumente sind wahrlich armselig gegen diese Mannichfaltigkeiten von Kauapparaten, welche ein solches Individuum mit sich herumträgt, und vielleicht könnten Löffel, Messer und Gabel noch um einige höchst zweckmäßige Instrumente vermehrt werden, wenn unsere Fabrikanten und die Tonangeber der feinen Welt bei den Crustaceen einige Modelle entnehmen wollten.

Du hast mir schon oft geklagt, daß es Dir unmöglich wäre in die große Klasse der Krustenthiere einen leitenden Gedanken zu bringen, und daß Du Dich vergebens bemüht hättest, die mannichfaltigen Formen derselben in eine solche Ordnung zu bringen, daß ihr gegenseitiges Verhältniß sich klar herausstellte. Es ist mir vielfach ebenso gegangen, wie Dir, und trotz langer Unterredungen mit Milne-Edwards, der die Krebse besser als irgend Jemand

kennt, bin ich ebenfalls noch zu keinem Resultate gekommen, welches mir selbst genügen könnte. Indessen glaube ich, daß die Entwicklungsgeschichte auch hier in dieses Chaos Aufklärung bringen werde, und daß sich jetzt schon mit Sicherheit Manches sagen läßt, wozu eben die Entwicklungsgeschichte den Schlüssel gibt.

Du brauchst nur Wasser aus der ersten besten Lache zu schöpfen, um darin eigenthümliche, kleine Krebsthierchen zu finden, welche man ihres hüpfenden Schwimmens wegen „Wasserflöhe" genannt hat. Es haben diese Thierchen, die in ungemeiner Menge in allen süßen Gewässern vorkommen, einen aus vielen Ringen bestehenden Körper, der meist etwas buckelförmig gebogen, und an seinem vorderen Ende mit einem einzigen Auge versehen ist, welches einen ziemlich bedeutenden Umfang hat; weßhalb denn auch der Name Monoculus oder Cyclops dem Thierchen nicht mit Unrecht beigelegt worden ist. Ausser dem einfachen Auge besitzen diese Cyclopen mehre Paare von borstigen Ruderfüßen, die, wie es scheint, zugleich als Bewegungsorgane und als Athemorgane dienen. Wenigstens läßt sich kein anderes Kiemenorgan an dem Körper entdecken. Die Eier werden

von den Thierchen in zwei mehr oder minder langen Säcken an dem hinteren Theile des Körpers getragen, und meist kannst Du schon mit blosem Auge im Sommer die Weibchen an diesen Anhängen erkennen.

Von dieser Grundgestalt aus kannst Du eine lange Reihe von Formen entwickeln, die in ihrem endlichen Zustande zwar ungemein verschieden sind, im Beginne aber alle die Gestalt und Organisation jener Monokeln so täuschend nachahmen, daß man zuweilen selbst versucht sein könnte, sie für ausgebildete Thiere dieser Gattung zu halten. Die Monokeln selbst entwickeln sich in der Weise, daß ihre verschiedenen Fußpaare erst nach und nach hervorsprossen, so daß also die Jungen anfangs nur mit einem Ruderpaar die Eihülle verlassen und nach und nach erst, während sie frei umherschwimmen, die Zahl derselben sich vermehrt. Man muß also auch diese embryonale Entwicklungsreihe in den Kreis der Betrachtungen ziehen, wenn man die Formen verstehen will, welche sich durch dieses bindende Glied aneinander reihen.

Untersuchst Du nun, welche Abtheilungen der Crustaceen embryonale Formen besitzen, die der ent-

wickelten Gestalt der Monokeln ähneln, so triffst Du zuerst auf zwei höchst eigenthümliche Abtheilungen, in welchen eine Modification der einzelnen Körpertheile eintritt, die man wohl als beispiellos bezeichnen dürfte. Zuerst begegnest Du der Reihe der parasitischen Crustaceen, die besonders an den Kiemen der Fische schmarotzend ihr Leben zubringen, und Alle wenigstens den Character beibehalten, daß ihre Eier in langen Säcken an dem Hinterleibe der Weibchen getragen werden. Bei den meisten dieser Thiere gehen nach und nach die Augen verloren, der Mund wandelt sich in einen röhrenförmigen Saugmund um, die Füße verlieren allmählig ihre Rudergestalt und werden zu Haken und Krallen umgebildet. So schreitet die Rückbildung der einzelnen Organe stets mehr und mehr vor, und bei der verkümmertsten Familie, den Lernäen, findet sich im ausgebildeten Zustande meist nur noch ein wurstförmiger Körper ohne deutliche Querringe, ohne Augen, Fühlhörner und Füße, welche in scharfe Hakenkrallen zum Anheften verwandelt sind. Das Thier bietet dann solch abweichende Gestalt, daß Cuvier es noch zu den Eingeweidewürmern, nicht aber zu den Gliederthieren und Crustaceen rechnete.

Es wäre wohl der Mühe werth, einmal diese allmähligen Umwandlungen der Glieder näher als dies noch geschehen, in das Auge zu fassen, da hier die staunenswerthesten Methamorphosen vorkommen, von denen die systematische Zoologie bis jetzt nur wenig Gebrauch machen konnte.

Eine zweite Entwicklungsreihe der Cyclopenform findet sich in den Balanen und den übrigen Rankenfüßern oder Cirrhipedien, über deren Stellung man früher ebenfalls große Zweifel hegte. Ich weiß nicht, ob ich Dir damals erzählt habe von St. Malo aus, daß ich einmal mehrere Balanen mit nach Hause brachte, um mir ihre Lebenserscheinungen näher zu betrachten, und daß Eines dieser Thiere während seiner Gefangenschaft eine Menge von Eiern legte, die jedesmal mit dem ausgestoßenen Athemwasser hervorgetrieben wurden. Es waren kleine weißliche Körper von ovaler Gestalt, die wie ein Strahl von höchst feinem Sande aus der Athemöffnung hervorkamen, und die ich anfangs unbeachtet ließ, da ich sie eher für Excremente als für Eier hielt. Nach einiger Zeit aber glaubte ich eine gewisse Bewegung an den winzigen Dingelchen wahrzunehmen, und als ich sie unter das Mikroskop

brachte, sah ich zu meiner nicht geringen Freude theils Eier mit entwickelten Embryonen, theils Junge vor mir, welche eben die Eihülle verlassen hatten, und mit ihren Ruderfüßen recht lebhaft umherschwammen. Ich zeichnete die Jungen in diesem Zustande, und fand ihre Aehnlichkeit mit entwickelten Cyclopen außerordentlich groß. Sie hatten wie diese ein einziges Auge mitten auf der Stirn, und drei Paar Ruderfüße mit langen Borsten, die ganz so gegliedert erschienen, wie die Ruderfüße der Cyclopen.

Man kennt die Uebergänge, wodurch sich diese Embryonen zu ausgebildeteren Rankenfüßern umwandeln, durch sehr schöne Untersuchungen Burmeister's in Halle jetzt so ziemlich im Großen. Man weiß, daß sie sich mit der Rückenfläche, den Kopf nach Unten festsetzen, ihr Auge und die complicirten Freßwerkzeuge verlieren, und daß ihre Füße sich in lang zusammengerollte Ranken verwandeln, welche nur noch zum Haschen der Beute, nicht aber zur Bewegung dienen.

So verbinden sich denn durch die Cyclopen eine Menge von abweichenden Formen zu einem gemeinschaftlichen Typus, der von derselben Grundform

ausgehend zu den abweichendsten Gestalten führt, welche eine bizarre Phantasie hätte ersinnen können. Wenn Du alle Formen, welche von dem angeführten embryonalen Typus ausgehen, von der Menge der übrigen Krustenthiere abziehst, so wirst Du schon sehen, daß die Ueberbleibenden in sich übereinstimmendere Gestalten zeigen und die große Mannichfaltigkeit weniger Grundverschiedenheiten darbietet, als man anfangs hätte glauben können.

Bei einer anderen Gruppe verlassen Dich zwar bis jetzt die aus der Embryologie genommenen Thatsachen so ziemlich; allein hier gelingt es vielleicht auf andere Weise zu suppliren. Es giebt in den älteren Schichten der Erde eine überraschende Menge eigenthümlicher Crustaceen, welche man Trilobiten genannt hat, weil ihr Rückenschild durch zwei Längsrinnen in drei parallele Abtheilungen zerfallen scheint. Diese Trilobiten waren die einzigen Crustaceen jener Meere, aus welchen sich die älteren Gebilde der Grauwacke, der Dachschiefer des alten rothen Sandsteines ꝛc. absetzten. Sie kommen in diesen Schichten in den mannigfaltigsten Formen und oft in so ungemein großer Anzahl vor, daß das Gestein förmlich nur aus ihnen gebildet erscheint. Diese

Thiere hatten gewiß keine eigentlichen Füße, sondern nur blattartige Anhänge unter dem Körper, die zugleich als Bewegungs- und Athem-Organe dienen. Du wirst wohl schon öfter in den Sümpfen und stehenden Gewässern s. g. Kiemenfüße oder Blattfüße (Apus cancriformis) gesehen haben, die zuweilen nach einem Regen im Frühjahre und Sommer in ungeheurer Menge plötzlich erscheinen und ebenso plötzlich wieder verschwinden. Ich erinnere mich noch aus meiner Knabenzeit, daß man einmal nach einem warmen Regen in der Nähe der Stadt an einem besuchten Pfade in einer zufällig gebildeten Lache eine solche Unzahl von diesen Thieren antraf, daß die ganze Stadt darüber in Bestürzung gerieth, und die abergläubischen Gemüther die entsetzlichsten Dinge aus dieser Erscheinung weissagten. Die Thiere selbst haben etwa die Länge eines halben Fingers, sind glatt, und von einem einzigen ovalen Rückenschilde gedeckt, das hinten ausgeschnitten ist, um dem kurzen geringelten Schwanze Spielraum zu geben, der zu beiden Seiten zwei lange fadenförmige Anhänge trägt. Auf dem vorderen Theile des Schildes stehen drei einander genäherte Augen, die fast eine Masse bilden. Dreht man das Thier um, so erblickt

man an dem hinteren Theile des Körpers eine Menge zarter blattartiger Anhänge, die in zwei queren Reihen einander folgen, und in unaufhörlich schwingender Bewegung sind. Nach vornen zu finden sich unmittelbar hinter dem Munde ein Paar ungestalteter Ruderfüße, welche drei kurzgegliederte Anhänge besitzen, die lange genug sind, um zu beiden Seiten des Schildes mit ihren Enden hervorzuragen. Man kennt auch Einiges von der Embryologie dieser Thiere, und man weiß, daß ihre Larven zwar ein Paar borstige Ruderfüße besitzen, ähnlich denjenigen der Cyclopen, daß sie aber gleich von Anfang an sich schon durch den Besitz blätteriger Anhänge unter dem Bauche unterscheiden.

Die Blattfüße nebst ihren Verwandten, welche ebenfalls meistens in süßen Gewässern vorkommen, scheinen mir die letzten Glieder jener gewaltigen Schöpfung zu bilden, die in den Trilobiten ihren Anfang nahm. Wir kennen in der heutigen Schöpfung, wenigstens nach den jetzt vorhandenen Thatsachen keine höheren Formen, welche sich etwa aus dem Typus der Blattfüße entwickeln ließen, und so viel wir wissen, gibt es auch keine Embryonen anderer Krebse, welche in ihrer Jugend etwa Gestalten

darböten, die den Blattfüßen in ähnlicher Weise nahe kämen, wie die Jungen der Rankenfüßer und der Parasiten, den cyklopenartigen Thieren. Es stehen also die Plattfüßer als isolirte Gruppe unter den Crustaceen da.

Was ich mit den übrigen Ordnungen der Crustaceen anfangen soll, weiß ich in der That nicht recht. Alle zehnfüßigen Crustaceen, kurz- wie langschwänzige, gehören offenbar demselben Typus an, zu dem auch meines Erachtens die Heuschreckenkrebse und die Flohkrebse gehören. Die Entwicklungsgeschichte des Flußkrebses, welche Rathke geliefert hat, weist dieses auf das Ueberzeugendste nach, indem sie zeigt, daß die allmähligen Entwicklungsstadien dieses Thieres mit den in den genannten Krebsen ausgeprägten Formen eine große Uebereinstimmung bieten. Dagegen fehlen uns alle Anhaltspunkte für diejenigen Formen, welche mit unseren gewöhnlichen Asseln übereinstimmen, und es bleibt nichts übrig, als auch diese vor der Hand als einen eigenthümlichen Typus zu betrachten, dessen Verbindung oder spätere Geltendmachung den Untersuchungen einer künftigen Zeit vorbehalten bleiben muß.

Ich habe Dir an dem Beispiele der Krusten-

thiere nachzuweisen gesucht, in welcher Weise man meiner Ansicht nach die systematische Zoologie behandeln müsse, wenn sie ein wirkliches Bild der Typen geben soll, die sich in den verschiedenen Formen des Thierreichs erkennen lassen. Es kommt hier nicht auf das Verhältniß der ausgebildeten Thiere an, welche so mannichfaltige Aenderungen in ihren ganzen Organisationen erleiden, daß nur hier und da ein Anhaltspunkt gewonnen werden kann, der auch dann noch trügerisch ist, wenn er nicht in der Vergleichung anderer Typen eine Stütze findet. Es beruht vielmehr diese ganze Umgestaltung der Zoologie auf dem einfachen Satze, daß Thiere, welche demselben Typus angehören, sich auch in entsprechender Weise entwickeln, und daß ihre Verschiedenheiten erst im Laufe dieser Entwickelung nach und nach auftreten und immer mehr und mehr sich herausbilden, je länger diese Entwickelung dauert. Deßhalb sind die Embryonen derjenigen Thiere, welche zu demselben Typus gehören, einander um so ähnlicher, je jünger sie sind, und aus dem gleichen Grunde auch gibt sich die Verschiedenheit der größeren Typen des Thierreiches um so früher zu erkennen, je weiter dieselben von einander entfernt sind.

Eine Ahnung dieses Gesetzes brachten schon die ersten embryologischen Untersuchungen, die in der Wissenschaft der letzten Jahrzehente eigentlich erst Platz griffen. Allein sie wurde um so eher mißverstanden, als man damals, in Deutschland wenigstens, an der Idee festhielt, daß allen Gestaltungen des Thierreiches nur ein einziger allgemeiner Plan zum Grunde liege, dessen verschiedene Modificationen sich in dem höchsten Thiere, dem Menschen, gleichsam sammelten, und in den einzelnen Punkten seiner Organisation reflectirten. Man übersah dieser Ansicht zu Liebe, daß sich von Anfange an typische Grundverschiedenheiten in den Embryonen herausstellten, welche in der ganzen Organisation für immer ausgeprägt blieben und niemals sich reduciren ließen. Man übersah, daß einige allgemeine Merkmale hinreichten, um den Embryo eines Wirbelthieres in jedem Falle zu erkennen, und von dem eines Gliederthieres, oder eines Molluskes stets und unter allen Umständen auf das Bestimmteste zu unterscheiden. Behält man diese Thatsache im Auge, und sucht man, von ihr ausgehend, den Grad der Verwandschaft zu entwickeln, welcher unter den verschiedenen Thieren herrscht, so kann man auf die

leichteste Weise die Frage lösen, wenn nur das Material, das die embryologische Untersuchung liefern soll, in genügender Menge und hinreichender Schärfe vorhanden ist. Du hast gesehen, daß es uns leicht war, die Rankenfüßer und die Parasiten an dem ihnen gebührenden Orte einzureihen, weil wir ihre Embryonen kannten, ein Resultat, welches ohne diese Kenntniß niemals erreicht werden konnte, jetzt aber sich ohne Weiteres von selbst verstand. Ein Gleiches würde auch mit den übrigen Krebsen der Fall sein können, wenn ihre Entwicklungsgeschichte nur in ähnlicher Weise gekannt wäre, und alle Hypothesen, alle noch so geistreichen Combinationen können uns nicht über diesen Mangel der Thatsachen hinweghelfen. Das ist eben der große Vorzug der Naturwissenschaften, daß sie die Hypothese entbehrlich machen, sobald eine gewisse Summe von Thatsachen vorhanden ist, aus denen das Resultat ganz von selbst hervorgeht, und daß die Menge der Thatsachen nur dann verwirrend wirkt, wenn sie unvollständig ist.

Nizza, den 1. Februar 1847.

Mein lieber Rahl!

Endlich sind wir so weit, daß ich Dir unsere Ankunft zu dem Carneval melden kann. Dein Manfred, dessen Lob uns schon die hiesigen Zeitungen brachten, wird wohl die Gastfreundschaft des Ausstellungslocales an der Porta del popolo noch so lange in Anspruch nehmen können, bis wir ihn mit eigenen Augen bewundert haben. Ich freue mich um so mehr darauf, als ich die kleine Skizze, die Du in Paris eines Tages zusammenpinseltest, noch lebhaft im Gedächtniß habe, und als Embryologe ungemein gespannt bin, zu sehen, in welcher Weise das neugeborene Kindlein sich zum Manne entfaltet hat.

Wir haben unterdessen grauenhafte Pläne geschmiedet, die darauf hinauslaufen, der ganzen bisherigen Malerei eine neue Seite abzugewinnen. Dichtung und Naturforschung, in uns Beiden repräsentirt, haben den Plan zu einem Gemälde entworfen, das eine neue Epoche in der Kunst bezeichnen wird, wenn die Talente des Malers in dem Kleeblatte

nicht fehlten. So aber müssen wir uns darauf beschränken, Dir einstweilen eine Beschreibung à la Passavant des beabsichtigten Gemäldes zu geben, da es ja überhaupt jetzt nothwendig ist, zum Verständnisse der Gemälde nazarenischer und anderer Kunstschulen große Abhandlungen zu schreiben. Nazarenisch aber soll das Bild werden, deß kannst Du versichert sein, und Beziehungen sollen sich darin finden, noch weit feiner, als die Tropfen des Overbeckischen Wassers, womit die verschiedenen Künste und Wissenschaften in ihr wahres Verhältniß zu der Religion gesetzt werden.

Ueber die Tendenz des Bildes (denn Tendenz muß es haben) haben wir freilich noch nicht völlig einig werden können. Wir sind zwar der Ansicht gewesen, daß es nothwendig sei, neue Stoffe in die Malerei einzuführen, und der sogenannten Historienmalerei einen naturwissenschaftlichen Grund unterzuschieben. Die Historienmaler haben bis jetzt nur eine sehr geringe Auswahl von Geschöpfen gehabt; — Menschen, Pferde und Hunde bilden das ganze Magazin des profanen Zweiges derselben und nur die Heiligenmaler können sich des Vorzugs rühmen, noch einige andere fabelhafte Figuren zur besseren

Ausstaffirung ihrer Schildereien erfunden zu haben. Ich rede hier nicht von den entsetzlich langen Händen, den linienartig geschnittenen Augen und den platten Busen, welche der Malerei nothwendig den Stempel der Frömmigkeit aufdrücken. Es gehört zu diesem Mobiliar auch noch die Sammlung von Engeln, Cherubim, Seraphim und anderen ideellen Wesen, die gegen alle Principien der vergleichenden Anatomie zusammengewürfelt sind. Daß die Flügel nur Modificationen der Arme sind, scheint unseren Nazarenern vollkommen unbekannt, sie malen frisch darauf los menschliche Wesen, die zwei Paar Arme haben, ein Paar wirkliche, und ein Paar modificirte, nämlich Flügel, und glauben dadurch, daß sie den bestimmtesten Gesetzen der Natur ein Auge ausschlagen, der Frömmigkeit einen bedeutenden Vorschub geleistet zu haben. Und nun gar diese Köpfe, die mit zwei Flügeln leben sollen! Sprechen diese nicht der ganzen Natur, Allem, was wir von der Structur des thierischen Wesens wissen, den offenbarsten Hohn? Lesen denn diese Unglücklichen den Göthe nicht und beherzigen sie nicht den schönen Vers:

Und wenn er keinen Hintern hat
Wie kann der Edle sitzen?

Bewahre! Alles dieses rührt unsere Nazarener nicht im Geringsten, sie fahren fort, die Mißgeburten einer verschrobenen Phantasie auf die Leinwand zu klecksen und prätendiren, daß wir bei deren Anblick gerührt sein sollen.

Deßhalb beschließen wir, in unserem Tendenzbilde nicht vorneherein unsere naturwissenschaftlich gebildete Zeit zu beleidigen, und uns streng an die Natur selbst zu halten. Das Material, aus dem wir da zu wählen haben, liegt in Masse vor uns. Wir können Thiere mit sechs, acht, zehn und mehr Beinen, mit hundert Augen uns auslesen und auf diese Weise die einzelnen in die Handlung verwickelten Personen so innig mit einander verketten, wie es einem Historienmaler nie gelingen mag, dem nur zwei Augen, zwei Arme, und im Nothfalle zwei Beine zu Gebote stehen.

Da ferner unsere Zeit ebensowenig den Beruf zur Gesetzgebung (nach Herrn v. Savigny) als denjenigen zur Erfindung neuer Compositionen (nach Overbeck) besitzt, so haben wir beschlossen, uns auch hierin der allgemeinen Ueberzeugung zu fügen, und eine anerkannt tüchtige Composition zum Muster zu wählen. Die Anordnung, welche Raphaels

Transsfiguration zeigt, scheint uns in der That die passendste, indem sie zugleich die Verehrung ausdrückt, welche wir diesem, obgleich von dem richtigen Wege abgewichenen Genius der Malerei, zollen. Freilich wäre es zweckmäßig gewesen, vielleicht einem älteren Maler, Fiesole oder einem noch früheren sich anzuschließen, der die ursprüngliche Reinheit des altchristlichen Typus unverfälscht bewahrt hat, allein der Geschmack unserer Zeit ist leider so sehr durch dramatische Effecte verzogen und verbildet, daß man seine Heilung nur durch allmählige Ueberführung, nicht aber durch plötzlichen grellen Sprung erwarten kann. So dürfte es denn auch unzweckmäßig erscheinen, in dem ersten naturwissenschaftlichen Tendenzbilde jene starre Trockenheit nachzuahmen, welche unser verwöhnter Gaumen in älteren Gemälden zu finden wähnt.

Das Bild soll den Gegensatz ausdrücken, der in der Natur zwischen höheren, durchsichtigen, ätherischen Gebilden und niederen Geschöpfen sich bemerklich macht. Aus dem Lichte strömt die Klarheit, und dieser von Oben herabkommenden Klarheit hebt sich die Schöpfung entgegen, die nach dem Ausdrucke der Naturphilosophen von dem

festen Erdkerne nach dem Lichte emporstrebt. Deßhalb beabsichtigen wir in die obere Partie des Bildes eine Art von Dreieinigkeit zu setzen, die in concret existirender Form zugleich die Beziehungen ausdrücken soll, durche welche die Meeresbewohner nach der lichten Oberfläche hinangezogen werden. Wie nun ferner der fromme Gedanke stets durch seine Klarheit und Durchsichtigkeit sich vortheilhaft auszeichnet vor allen übrigen Ideeen, die aus dem Schlamme des Materialismus auftauchen, so erschien es auch nothwendig, zur plastischen Anschauung dieses Gedankens Thiere zu wählen, die durch höchste Durchsichtigkeit vor den übrigen voranstehen. In der Mitte soll deßhalb eine Qualle und zwar eine der größten Quallen, ein gewaltiges Rhizostom schweben. Durch die glockenförmige Gestalt, welche die Scheibe dieses Thieres besitzt, ist zugleich eine Andeutung gegeben auf den frommen Sinn, als dessen tönendes Zeichen eben die Glocke betrachtet werden kann. Auch deßhalb wurde das Rhizostom gewählt, weil die himmelblauen Lappen seines Randes durch ihre eigenthümliche Farbe eine gewisse Sehnsucht nach Oben andeuten; während seine unten etwas gelappten Fangarme daran er-

innern könnten, daß sich sein Stiel mit Gewalt von dem sündhaften Boden abgerissen habe, und dem Zuge nach oben gewichen sei.

Die meisten der übrigen Quallen erscheinen als gefräßige Thiere, deren weites Maul stets offen steht; — das Rhizostom hingegen läßt durch die vielen engen Kanäle, welche seine Fangarme durchziehen, nur höchst verfeinerten Nahrungsstoff in sein Inneres eindringen, eine Eigenschaft, welche ebenfalls zu seiner Wahl nothwendig beitragen mußte. Da indeß ferner die Frömmigkeit ohne äußeres Symbol in einer darstellenden Kunst nicht möglich ist, und nach der Meinung der Theologen der Glaube nur dann wirklich existirt, wenn er sich durch eine Gemeinschaft der Gläubigen, durch eine Kirche mit Symbolen als Aeußerliches hinstellt, so mußte auch die Kirche im Allgemeinen durch das Rhizostom repräsentirt werden. Es scheint in der That, als hätte die Wahl nicht sinniger getroffen werden können, denn alle einzelne Nahrungskanäle des Thieres fließen in einen großen Magen zusammen, seine ganze Masse ist glasartig und durchsichtig und bei diesem scheinbar unschuldigen Aeußeren ist dennoch seine Oberhaut mit nesselnden Spitzen bewaff-

net, welche demjenigen, der es berührt, juckende Flecken zurücklassen.

Von dem Rhizostom soll alles Licht ausgehen, welches das Gemälde überstrahlt. Allein die vielseitige Entfaltung, deren unsere Grundidee fähig ist, konnte nicht in einem einzigen Repräsentanten zur vollständigen Anschauung gebracht werden. Deßhalb wurden denn in pyramidalisch schöner Gruppirung zu beiden Seiten noch zwei Gestalten angebracht, welche ebenfalls höherer Vollendung zustrebend sich im höchsten Glanze des Rhizostoms spiegeln. Links eine einsame Firola. Die dunkelbraunen Augen nach Oben gerichtet, schwebt sie mit eingezogenem Rüssel dem Ziele entgegen. Dieser Rüssel, der stets umher wühlt, der eine stacheliche Zunge in sich gewunden birgt, welche auf die Beute hervorgeschnellt werden kann, läßt er nicht eine Menge von Beziehungen entdecken, deren Ergründung wir dem aufmerksamen Beschauer füglich überlassen mögen?

Auf der anderen Seite schwebt eine Stephanomie. Das Thier mit seinen hundert Mäulern, die beständig nach allen Seiten hin angeln, mit seinem contractilen Stiele, der bei der winzigsten Berührung zusammenschnurrt, um sich später zu

fabelhafter Länge auszudehnen, mit der großen Anzahl von Schwimmglocken, welche in beständiger Bewegung sind, ist es nicht das schönste Emblem des Socialismus in der alten Kirche, der an gemeinsamen Faden so viele fressende Mäuler befestigt hatte und in den Klöstern Tag und Nacht die Betglocke zog? Du siehst, daß somit auch die einzelnen Richtungen des kirchlichen Lebens in vollständiger Weise angedeutet sind, indem die Firola das einsiedlerische, die Stephanomie hingegen das sociale Element des Mönchsglaubens repräsentirt.

Unter dieser im freien Wasser schwebenden Dreieinheitsgruppe soll man in unserem Gemälde den felsigen Meeresgrund entdecken, der dieselbe Gestalt annehmen kann, wie der Berg Tabor in der raphaelischen Transfiguration. Auf der oberen Fläche desselben fallen uns vor allen Dingen drei Gestalten in die Augen, welche dieselbe mystische Drei wiederholen, die schon in der obersten Gruppe benutzt worden war, und die sich auch im Vordergrunde noch einmal wiederholen soll. Ist ja doch gerade das Zahlverhältniß, ob zwar wenig gekannt doch höchst wichtig in der ganzen Natur und gerade die Drei eine der Zahlen, welche von wesentlichster

Bedeutung erscheinen. Die Gruppe also, welche auf der Fläche des Berges Tabor den erwachenden Aposteln ähnlich sich zum Lichte emporhebt, besteht aus einigen Arten, welche alle zur Familie der Holothurien gehören. Du kennst den Namen, welchen die italiänischen Fischer diesen Thieren geben, und den man wohl in italiänischer, nicht aber in deutscher Gesellschaft aussprechen darf. Um die Fruchtbarkeit in der Natur auszudrücken und plastisch darzustellen, bedurften die Alten des Phallus. Ein ähnlicher Gedanke sollte hier ausgedrückt werden, wo es darum galt, die unerschöpfliche Fruchtbarkeit des thierischen Lebens auf dem Meeresgrunde in das Gedächtniß zurückzurufen. Sie haben freilich keine schönen Gestalten, diese Symbole thierischer Fruchtbarkeit, allein auch die Diana von Ephesus war kein Ideal weiblicher Schönheit, und wurde dennoch weithin in alle Lande verehrt.

Zeigt sich in der Mitte das Symbol, so tritt uns auf beiden Seiten das Resultat dieser thierischen Fruchtbarkeit entgegen. Denn was die Vereinigung Großes erschaffen kann, zeigen uns die Korallenthiere und Polypen, kleine winzige Thierchen, unscheinbaren Gallertklümpchen gleich, die mit rastlosem

Eifer aus der Vereinigung von Millionen von Individuen jene gewaltigen Riffe hervorgehen lassen, an welchen die künstlichen Schiffe der Menschen wie an Felsen zerschellen. Die Kolonieen dieser Thierchen haben Berge geschaffen, Thäler ausgefüllt und auf die Beschaffenheit der Erdoberfläche den größten Einfluß ausgeübt, der Mensch aber trotz aller seiner Riesenwerke, trotz aller seiner Anstrengungen hat noch nicht soviel erreichen können, als diese unscheinbaren Wesen, deren er Tausende mit dem Tritte seines Fußes zermalmen kann. Deßhalb sollen auch auf unserem Gemälde einige Korallenstöcke ganz oben auf den Berg Tabor gepflanzt werden, nur um dadurch anzudeuten, welch große Resultate durch eine zweckmäßige sociale Vereinigung erzielt werden können, besonders wenn dieselbe, wie hier, von dem Lichte der Frömmigkeit bestrahlt wird.

In dem Vordergrunde soll das Auge zuerst angezogen werden durch eine Gruppe von drei Personen, welche der Lichterscheinung im oberen Theile des Gemäldes ihre ungetheilte Aufmerksamkeit zuwenden. Wir glaubten anfangs auch hier vollständig die raphaelische Disposition der Transfiguration beibehalten zu können, allein bei näherer Betrachtung des Pla-

nes mußen noch mehrfache Figuren hinzugefügt werden, um die Räume vollständiger zu füllen. Die großen Faltengewänder, mit welchen Raphael seine Figuren umhüllt hat, geben denselben etwas Massenhaftes und dadurch schon Imponirendes; da aber die Meerthiere höchst unanständiger Weise alle nackt gehen, so mußte der Magerkeit der Composition durch eine Vermehrung der handelnden Individuen einigermaßen abgeholfen werden. So ist denn die mittlere Gruppe aus drei Krebsarten zusammengesetzt, welche sich in begeistertem Schwunge auf ihren Schwänzen in die Höhe richten und mit ihren langgestielten Augen das Rhizostom anstaunen. Einerseits ein ächter Langschwänzer mit breiten blattartigen Fühlern und gewaltigen Krallenfüßen, ein Scyllarus, den wir längere Zeit in Nizza als Hausthier auf dem Stubenboden herumkriechen ließen. Es war ein recht interessanter Kerl, der wahrscheinlich bei einer verliebten Abendpromenade mit seiner Frau Gemahlin zugleich in das Netz gerathen war, und sein Mißbehagen, sich auf trockenen Teppiche zu befinden, durch lebhaftes Klatschen mit dem Schwanze zu erkennen gab. Die kleinen amethystblauen Fühlhörner, welche vornen an seinem Kopfe standen,

trug er meistens nachlässig vor dem Maule herabgekrümmt, und mit seinen Kaufüßen schien er sich beständig in einiger Verlegenheit zu befinden, was vielleicht daher rührte, daß wir ihm nichts zu essen gaben, weßhalb ihm diese Organe ziemlich überflüssig erscheinen konnten. Gegenüber diesem ziemlich großen Repräsentanten der gegliederten Wasserthiere sucht sich ein Einsiedlerkrebs auf seinem weichen Hinterleibe in die Höhe zu richten. Die beiden Fühlerpaare sind lang nach oben ausgestreckt, das grünliche Auge blickt in höchster Spannung zu der ätherischen Lichterscheinung empor; allein das Uebernatürliche dieser Erscheinung flößt unserem Einsiedler, der eben erst sein Muschelhaus verlassen hat, zugleich hohe Ehrfurcht ein. In Demuth zieht er die gewaltigen Scheeren an den Leib heran, senkt das gekörnte Haupt und scheint in dieser andächtigen Stellung des Befehles zu harren, der ihm von oben werden soll.

Sprach sich in der Gestalt des Scyllarus mehr ein gewisses stumpfsinniges Hinbrüten, in derjenigen des Einsiedlerkrebses dagegen andächtige Verehrung aus, so läßt sich die ganze Gluth himmelanstrebender Schwärmerei in der Stellung einer Squilla oder

eines Heuschreckenkrebses erkennen, welcher mehr im Hintergrunde zwischen den beiden genannten sich in die Höhe richtet. Die eine Fangscheere ist krampfhaft an den Leib gezogen, die andere nach Oben entfaltet mit beschwörendem Ausdrucke. Jeder Muskel des gerade aufgerichteten Thieres ist stramm angezogen, und auf der letzten Spitze seiner Schwanzflosse erhebt es sich, während die Kiemenruder seines Bauches wie von Ueberraschung gelähmt erschienen.

Du siehst, lieber Rahl, daß wir in dieser Gruppe die verschiedenen Eindrücke darzustellen versuchen, welche ein so außerordentliches Ereigniß, wie eine von Frömmigkeit leuchtende Meduse, in verschieden gestalteten Organisationen hervorbringen kann. Zugleich aber auch lassen diese drei Personen einige Beziehungen nicht verkennen, welche freilich nicht auf den ersten Blick in die Augen treten, sondern erst dem Beschauer des Gemäldes durch die Beschreibung dargelegt werden müssen. Die Gruppe ist ähnlich derjenigen der drei Schweizer im Grütli, was ohne Zweifel darauf hindeutet, daß die Urheber des Bildes zu einer gewissen Zeit dem Schweizerbunde angehörten, oder demselben auch jetzt noch angehören. Zugleich aber führen uns diese drei

Schweizer im Grütli die Idee des republikanischen Staatenbundes vor die Seele und erinnern uns daran, daß ohne Erleuchtung von Oben ein solcher Staatenbund nothwendig den Krebsgang gehen müsse.

Dies die Hauptgruppe, welche uns in dem Vordergrunde entgegentritt. Ueber den drei Krebsen schwebt als Symbol der Eintracht ein Venusgürtel mit lang ausgebreiteten Fangfäden und lebhaft schimmernden Schwimmplättchen, welche in allen Farben des Regenbogens schillern. In ihm ist die christliche Liebe zum vollendetsten Durchbruch gekommen. „Seid umschlungen Millionen" tönt es aus diesem leicht hinschwebenden Thiere uns entgegen. Dem Rufe folgt eine Colonie von Salpen, deren gelbrothe Eingeweideknäuel in erhöhtem Lichte ob der freudigen Botschaft erglänzen. Nicht minder strebt auf der anderen Seite eine gurkenartig gestaltete Beroe dem Lichte zu, das ihr von Oben entgegenleuchtet.

Die Colonieen festsitzender Meerthiere, welche sich an jedem Vorsprunge des Felsens angesiedelt haben, sind ebenfalls zu freudiger Theilnahme erwacht und geben diese durch mannigfaltige Aeußerungen zu erkennen. Die Röhrenbewohnenden Wür=

mer haben sich weit aus ihren Hülsen hervorgestreckt, und ihre büschelartigen Fangarme nach allen Richtungen hin ausgedehnt. Die Balanen haben die Deckelklappen ihres Gehäuses geöffnet und strecken die gegliederten Rankenfüße der vorwärts schwebenden Erscheinung nach. Selbst in die dunkeln Ritzen, in welchen sich die Seeanemonen angebaut haben, ist ein Strahl des Lichtes gedrungen, und hat sie veranlaßt, ihre Fangarme zu entwickeln, und vor Erstaunen den Mund weit zu öffnen. Aus der Ferne eilt ein Papier Nautilus (Argonauta) in stürmischer Eile mit ausgespannten Segeln herbei, um dem überraschenden Ereignisse näher zu sein. Die Seescheiden, deren gallertartige Gehäuse im Vordergrunde festsitzen, scheinen in lebhafteren Farben zu erglühen, und ein großer Seeigel gibt sich alle Mühe, mittelst seiner Saugröhren und Kalkstacheln an dem felsigen Boden sich emporzuarbeiten.

Während so Alles Theilnahme, lebhaftes Entgegenkommen, ja selbst enthusiastisches Entzücken zu erkennen gibt, fehlt auch nicht das Element der Verstocktheit, welches von dem aufgehenden Lichte sich abwendet, und in demselben Augenblicke, wo alle Andern von höherer Begeisterung erfüllt sind, seinen

niedrigen Begierden zu fröhnen sucht. Ein heimtückischer Tintenfisch, aus dessen ovalem Auge der Verrath hervorblickt, hat mit seinen starken Armen eine sorglos herzueilende Galathee ergriffen, und ist im Begriffe, dieselbe seinem krummen Schnabel entgegenzuführen. Verzweiflungsvoll sind die Augen des armen Krebsleins auf die himmlische Erscheinung gerichtet, bei welcher sie, wenn nicht Hülfe, doch Trost suchen. Die langen Scheeren suchen sich irgendwo, aber vergebens festzuhacken, um dem Zuge des Unholds widerstehen zu können. Weiter unten bestrebt sich eine hämische Krabbe, die aus sicherem Versteck herbeilt, mit ihrer krummen Zangenscheere den Scyllarus in die Weiche zu packen und zu sich herabzuziehen.

Da hast Du, lieber Rahl, in Worten die Skizze des Bildes, welches die neue Malerei regeneriren soll. Du wirst einsehen, daß die Elemente, welche wir in dieselbe einführen, so durchaus neu und unerwartet sind, daß es einiger Zeit bedürfen wird, um ihnen Anerkennung zu verschaffen. Die Leute sind bis jetzt nur gewohnt gewesen, die Thierwelt des Meeres in s. g. Stillleben zu behandeln, in unvernünftig zusammengewürfelten Haufen

todter Fische und polirter Muscheln, bei denen man höchstens die Geschicklichkeit des Malers und seinen Geschmack in der Zusammenstellung der Farben bewundern konnte. Es kommt mir das gerade vor, wie wenn unsere Historienmalerei sich darauf beschränken wollte, Haufen verstümmelter Leichen und abgeworfener Kleidungsstücke so zusammenzulegen, daß ein gewisser Farbeneffect dadurch erzielt wird. Wir verlangen glücklicher Weise mehr, und wenn wir uns auch bei Genrebildchen begnügen müssen, so wollen wir doch auch in diesen ein Stückchen Leben und nicht blos todte Dinge sehen. Das Leben der Thierwelt aber ist bis jetzt nur in beschränktem Kreise aufgefaßt und meistens sogar ein menschliches Element in dasselbe hineingelegt worden, dessen wir unsere Composition vollkommen zu entkleiden versucht haben. Du kannst es darum gewissermaßen ein naturwüchsiges Bild nennen. Eben dieser Naturwüchsigkeit halber befürchte ich aber, daß unser Bestreben keine Nachfolger finden werde. Es geht uns wie allen Genie's, die ihrer Zeit vorauseilen. Unser Publikum kennt die Seekrebse nur wenn sie gesotten sind, und verabscheut das übrige Gethier, von welchem es im Seebade genesselt und

genirt wird. So muß denn eine schöne Idee begraben werden, so lange bis eine künftige Generation fähig sein wird, sie zu begreifen und weiter auszubilden. Hätten wir auch Deinen Pinsel zur Ausführung derselben, und Deine Meisterhand in Behandlung der wunderbaren Farben, welche das Gethier des Meeres uns zurückwirft, es würde nicht hinreichen, das Interesse eines unvorbereiteten Publikums zu wecken.

Dies mag Dir einstweilen zum Troste gereichen, da es den Zeitpunkt, in welchem Euer Aller Richtung zu Grunde gehen wird, in undenkliche Zeiten hinausschiebt. Der Carneval rückt heran. Du hast in Deinem Briefe mich einigermaßen höhnisch gefragt, ob es auch mit meiner Würde verträglich sei, solch tolles Treiben mitzumachen; — ich bin darüber mit mir selbst noch im Zweifel. Wenn ich aber bedenke, daß ich bis jetzt die amtlichen Fesseln noch nicht angethan habe, sondern noch immer als freier Proletarier der Wissenschaft in der Welt umherschweife, so will es mir scheinen, als bedürfe es kaum eines kleinen Ruckes, um Decret und Amt für ein Paar Wochen von dem Halse zu werfen, und mich der allgemeinen Lust zu erfreuen. Herwegh

meint ohnedem, ich seie so fleißig gewesen, daß mir ein wenig Erholung Noth thue, und da die Krone der Schöpfung der Mensch sei, so müßten wir auch unsere Untersuchungen in aufsteigender Linie mit dem Menschen beendigen. Durch die Lecture der römischen Elegieen halte er sich aber vollkommen überzeugt, daß Rom der passendste Ort zu diesem Studium sei, und er stimme unmaßgeblich dafür, mit dem nächsten Dämpfer der Hauptstadt der Welt zuzueilen.

So magst Du Dich denn einstweilen zu unserem Empfange vorbereiten, und Pinsel und Palette putzen lassen, denn wir hoffen Dich so in Anspruch zu nehmen, daß Dir keine Zeit zum Malen übrig bleiben soll. Deinen Modellen magst Du zwar immerhin einige Beschäftigung zusagen, denn wir haben uns vorgenommen, als Künstler in der Künstlerstadt zu leben, und der Wissenschaft für einige Zeit Lebewohl zu sagen. Die Zeit wird immerhin noch früh genug kommen, wo wir unter das Joch zurück kriechen müssen, und unsere Aufgabe wird jetzt sein, an dasjenige, was uns in weiterer Ferne erwartet, so wenig wie möglich zu denken, und zu ergreifen, was in unmittelbarer Nähe liegt.

Genua, den 2. Februar.

Wir haben seit gestern der Naturkunde Valet gesagt, um mit frischem Winde der Kunst und dem Alterthume in die Arme zu eilen. Ein kleines Schiff, der Achilles, hat die beiden Cäsaren und ihr Glück wohlbehalten in der alten Hafenstadt abgeladen, und nach vielem Laufen und Rennen in der Stadt umher, sitzen wir nun hier bei Austern und französischem Weine, um das Ende eines Feiertages zu erwarten, während dessen die Schiffe nicht fahren können, weil die Douanen die Abfertigung versagen. Bei strömendem Regen geleitete uns gestern der Abbé zu unserer Nußschale, die wir als schnelleres Transportmittel gewählt hatten, während wir bei schönem Wetter ganz gewiß die herrliche von Napoleon angelegte Straße der Corniche eingeschlagen haben würden, die fast beständig an dem Seeufer her von Nizza nach Genua führt. So aber hofften wir, da keine Aussicht für Aenderung des Wetters war, in einer kurzen Nacht Genua zu erreichen und zu dem Anfange des Carneval in Rom einzutreffen. Freilich bangte uns vor der Seekrankheit, der wir Beide unterworfen zu sein glaubten, allein

zwischen zwei Tagen im Postwagen während beständigen Regens und einer Nacht Seekrankheit blieb keine große Wahl übrig.

Unser Schiffchen hatte nur zwei kleine Kajüten, von welchen auch nur eine mit Betten versehen war, während die andere für das gemeine Volk nur Strohsäcke enthielt. Augenscheinlich war das Schiff gar nicht auf weibliche Passagiere eingerichtet, und eine Art von Spanierin oder Portugiesin, die mit einem blonden Cousin, wie sie ihn höchst interessanter Weise nannte, ihre Seefahrt machte, befand sich in nicht geringer Verlegenheit, als man ihr ein Lager mitten unter uns übrigen Herrn anwies. Sie schickte sich indessen in Geduld, und kletterte auf das obere Bette, während der Cousin sich unten hinlegen mußte, und bald mit den Uebrigen um die Wette schnarchte. Außer diesem interessanten Paare, das uns irgend eine Branche der Kunst auszubeuten scheint, gehen auch noch zwei wohlgenährte Epicier's aus Paris mit, die eine ganz lächerliche Furcht vor den Effecten des Meeres haben, und sich dagegen mit allen möglichen Pillen, besonders aber mit einem ungemeinen Vorrath von Orangen versehen haben, die nach ihrer Meinung schon um deswillen

gegen die Seekrankheit ganz vortreffliche Dienste leisten müssen, weil sie an der Küste des Meeres wachsen. Die beiden Freunde, die zusammen in den Tagen des Juli gestritten haben, sind etwa in ähnlicher Weise, wie der Cousin und die Cousine, über einander geschachelt, und stören die ganze Reisegesellschaft im Schlafe durch ihre beständige Geschwätzigkeit. Voulez vous une orange, mon ami? Elles sont excellentes! ruft der Eine, während er in den Sack greift, dem er seine Südfrüchte anvertraut hat. Volontiers, mon ami, antwortete der Andere im schmelzenden Tone und dankt gerührten Herzens für das mitgetheilte Stück. Kaum aber glaubt man sich auf's Neue einlullen zu können, so fragt Derjenige, welchem vorher die Orange angeboten wurde, wieder in süß einschmeichelndem Tone: Vous partagerez une orange avec moi, mon ami? und der treue Freund erwiedert wie oben: Volontiers, très volontiers! Je vous remercie de coeur! So brachten die beiden alten Gewürzkrämer einen großen Theil der Nacht mit Anerbietungen von Orangen zu, bis ich ihnen endlich sehr höflich bemerkte, daß sie durchaus nicht berechtigt seien, den Schlaf der übrigen Kajütengenossen in dieser Weise zu stören,

daß ihnen aber das Verdeck vollkommen zu ihren oratorischen Uebungen frei stehen würde. Anfangs verwunderten sie sich über meine Insolenz, und schienen sich bei meiner Bemerkung nicht beruhigen zu wollen. Nach kurzer Zeit aber waren sie still und später in Genua so artig und zuvorkommend als ob gar nichts vorgefallen wäre.

Die Genueser Austern (wie Du siehst, kann ich mich noch nicht ganz von der Zoologie trennen) sind außerordentlich klein und unansehnlich, während sonst die Austern des Mittelmeeres, wie namentlich die von Marseille, eine colossale Größe erreichen, und zuweilen selbst bis zu dem Durchmesser einer ausgestreckten Hand anwachsen. Außerdem sind die Genueser nicht rund und glatt, sondern im Gegentheile länglich und sehr tief, während die aufliegende Schale sehr flach und dünn ist. Das Thier selbst ist im Verhältniß zur Schale nur sehr klein, und der Kellner betrachtete uns deßwegen mit einiger Verwunderung, als wir, eingedenk der großen mittelländischen Austern, nur ein Paar Dutzend für Jeden von uns verlangten. Der Geschmack ist ebenfalls ganz eigenthümlich. Er hat etwas Süßliches, das aber durchaus nicht unangenehm ist, und woran wir uns so schnell

gewöhnten, daß der Kellner des andern Morgens über unsere Virtuosität erstaunte.

Genua liegt schön, allein mit Nizza kann ich seine Lage dennoch nicht vergleichen, so manchen Einspruch ich auch erfahren möchte. Die frühere Beherrscherin der Meere erhebt sich in einem majestätischen Amphitheater, im Hintergrunde des prachtvollen Hafens, dessen weitläufige Räumlichkeit gar sehr mit der geringen Anzahl von Schiffen contrastirt, die nur in einem kleinen Theile sich zusammengedrängt haben, wie wenn sie fürchteten, sich innerhalb des weiten Raumes zu verlieren. Die Berge schließen sich ebenfalls in schönem Halbkreise um diesen amphitheatralischen Bogen, der die Stadt bildet, und die Mauern und Schanzen, welche ihre Gipfel krönen, bieten ganz hübsche Anhaltspunkte in der Landschaft. Alles dies ist aber doch wieder zu nahe, zu sehr in sich geschlossen und gerundet, als daß man nicht ein gewisses beengendes Gefühl empfinden sollte, welches die offene Gegend von Nizza unfähig ist hervorzurufen.

Da wir einen ganzen Tag vor uns hatten, um Mariä Reinigung mit gebührender Andacht zu feiern, so wollten wir trotz des kalten Wetters, welches

über Nacht eingetreten war, uns den Blick auf den Hafen von Oben herab nicht versagen, und stiegen deßhalb, ohne vorher bestimmte Richtung, durch die engen Queerstraßen der Stadt hinauf, wo wir hoffen konnten, zu freier Aussicht zu gelangen. In der That erreichten wir auch nach langem Steigen ein kleines Gärtchen auf der Stadtmauer, wo man nicht nur die ganze Stadt und den Hafen zu Füßen, sondern auch einen nicht unbeträchtlichen Theil der Küste nach Osten hin überblickte. Lange aber hielten wir's dort Oben nicht aus, denn der Wind war schneidend, und die ganze Gegend ringsum von Schnee überdeckt, der in der Ebene zwar nur einen leisen Anflug bildete, auf den Bergen aber in ziemlich dichter Decke sich aufgehäuft hatte. Wir waren bald genöthigt, unsern luftigen Standort zu verlassen, und da nach der Versicherung der schwäbischen Kellner, welche in dem Hotel dienen, das kalte Wetter schon seit mehren Wochen anhält, so können wir mit vieler Zuversicht behaupten, daß das Clima von Nizza bei Weitem wärmer und angenehmer sein muß, als dasjenige von Genua, das doch kaum wenige Stunden davon entfernt liegt. Die mehr nördliche Lage Genua's kann gewiß wenig hierzu beitragen,

vielmehr mag der Unterschied hauptsächlich darin begründet sein, daß die Bergketten, welche die Bucht von Nizza umgeben, zwar weiter zurückliegen, aber auch einen weit höheren und vollständigeren Wall bilden, als die Kette, von welcher Genua in unmittelbarer Nähe umschlossen wird.

Die alten Paläste Genua's zu beschreiben, wäre einigermaßen überflüssig, da Du in jedem Reisehandbuche von Italien Notizen darüber findest. Sie sehen aus, wie die Herrlichkeit von Genua selbst, öde und halb zerfallen, und trotz aller noch übrigen Pracht ist es unmöglich, mit Behagen in diesen leeren Marmorhallen umherzuwandeln. In einigen dieser Paläste gibt es Privatsammlungen von Gemälden, die mich durchaus nicht angesprochen haben würden, wenn ich nicht Gelegenheit gefunden hätte, mich hier mit van Dyk auf's Neue zu befreunden. Die reichen Genuesen seiner Zeit müssen besonderen Gefallen an den Porträts des berühmten Meisters gefunden haben, denn alle Säle hängen voll von Männern, Weibern und Kindern in steifen golddbrocatenen Gewändern, und überall erblickt man Gesichter, die nur von van Dyk gemalt sein können. Namentlich findet sich in dem Palaste der Prinzen

oder Marquis von Brignole-Sale das Porträt eines ihrer Ahnherrn, das unbedingt van Dyks Meisterstück genannt werden kann. Der Mann sitzt in schwarzer spanischer Kleidung auf einem weißen Rosse, das gerade aus dem Bilde herausschreitet. Er hat das Barett mit herablassendem Gruße abgenommen und scheint nach seiner Gemahlin zu schauen, die in einem andern Bilde daneben hängt, und auch wirklich eines Blickes nicht unwerth scheint. Das Roß des Reiters ist vollkommen weiß, wie ich Dir schon bemerkte, aber nichts desto weniger leuchtet das freundliche Gesicht über dem hellen Pferde so klar hervor, daß man gewiß erst nach einiger Zeit den Blick davon abgleiten läßt, um dann auch einmal das Pferd anzuschauen. In Turin findet man ein kleines Zimmer neben an der Gallerie, in welchem nur zwei Gemälde hängen, einerseits ein Herzog von Savoyen, ebenfalls auf einem weißen Rosse, und von van Dyk gemalt, und gegenüber Carl Albert, einen Schimmel reitend, von Horace Vernet. Du weißt, wie sehr ich diesen einzigen Geschichtsmaler unserer Epoche verehre, der mir deshalb besonders werth ist, weil er mit den Gestalten unserer Zeit etwas auzufangen weiß, und nicht ge-

nöthigt ist, in alten Chroniken und Wappenbüchern nach Kostümen, Mänteln und Harnischen zu suchen. Horace Vernet hat aus dem Soldaten unserer Zeit gemacht, was man daraus machen konnte und seine Gemälde in dem Saale von Constantine geben uns ein besseres Bild von dem Kriege in Afrika, als alle Schlachtberichte, Bulletin's und Auseinandersetzungen der französischen Journale. Ich kann wohl sagen, daß ich diese Gemälde bewundert habe und jetzt noch bewundere. Um so schmerzlicher aber war es mir, in Turin eingestehen zu müssen, daß Vernet's Porträt unendlich weit hinter dem von van Dyk zurückstehe, und sich gegen dies ausnehme, wie eine grobe Zimmerdecoration gegen ein feines Kunstwerk, das ein sinniger Geschmack aufgestellt hat. Ich muß gestehen, daß mir dies einigermaßen wehe gethan hat, und jetzt, wo ich diesen Genueser Principe auf seinem weißen Rosse gesehen, muß ich eingesteh'n, daß Vernet in Turin noch ganz glimpflich weggekommen ist.

Daß wir am Abend das Theater besuchten, Morgens unsern Schlaf ungebührlich verlängerten, und am Ende die Gallerie der Brignole-Sale noch einmal ansahen, um nur die Zeit bis zu unserer

Einschiffung todtzuschlagen, kannst Du Dir leicht denken. Was sollten wir auch Anderes thun, da die Villen und Gärten, welche wir besuchen wollten, im Schnee vergraben lagen, und ein so eisig kalter Wind durch die nackten Straßen Genua's schnob, daß wir trotz unserer Mäntel vor den Läden der Goldschmiede froren, deren Filigrane und Korallarbeiten wir mit steigender Bewunderung betrachteten. Das ist der einzige Handelsartikel, den die einst so reiche Seestadt noch übrig hat, die einzige Industrie, die ihr von ihrer früheren Größe geblieben ist. Die Arbeit selbst ist prachtvoll, die Muster aber leider nur zu oft geschmacklos. Es fehlt das rege Treiben eines Centrums zur Belebung dieser Industrie, die sich in ihrem Geschmacke dem Geschmack der übrigen Luxusgegenstände anreihen muß und nicht stehen bleiben darf, wenn sie nicht allmählig durch diese Vernachlässigung untergehen soll. Gerade eine solche Industrie, in welcher der Geschmack Alles ist, kann nicht an einem Orte gedeihen, wo es den Arbeitern an steter Anregung fehlt. Ich habe dies recht deutlich in den Bergen um Neuchâtel beobachten können, wo die Uhrenfabrication in so ausgezeichnetem Flore steht. Die äußere Verzierung der Uhren, die

Emaillirung derselben wird meistens nicht in dem Jura, sondern vielmehr in Genf vorgenommen. Die Fabricanten in Locle und la Chaux-de-Fonds haben schon wiederholte vergebliche Versuche gemacht, diesen Industriezweig Genf's an sich zu reißen, dem sie nur ungern tributpflichtig sind. Allein das Herbeiziehen der geschicktesten Arbeiter half ihnen nichts. Die Leute wurden in der öden Gegend, in der sie keine künstlerische Anregung fanden, allmählig stumpf, producirten nichts mehr, und sanken von Künstlern zu mechanischen Arbeitern herab. Auf dieser Stufe stehen jetzt schon die Genueser Goldschmiede, und es wird der Regierung Carl Albert's wohl schwerlich gelingen, sie wieder emporzuheben.

Civitavecchia den 4. Februar.

Ich schreibe Dir am Bord des Schiffes, das im Hafen noch stille hält und wartet, bis es der Douane gefällig ist, sich die Augen auszureiben. Es scheint wirklich, als hätte dieses Volk darauf gerechnet, daß

man Notizen in seine Tagebücher und Briefe an seine Bekannten schreiben müsse, und außerdem noch einiger Zeit bedürfe, um sich von der Seekrankheit zu erholen, gegen welche, wie wir heute gesehen haben, weder der rohe Materialismus eines deutschen Zoologen, noch der Idealismus eines deutschen Dichters einigen Schutz gewährt. Noch jetzt, wo mir der Kopf wüste und leer ist, trotzdem daß das Schiff schon seit mehreren Stunden still liegt, noch jetzt durchrieselt mich manchmal ein kalter Schauer, wenn ich an die Schrecken der verwichenen Nacht denke. Du wirst Dich deshalb auch wenig erbauen an meinem heutigen Briefe, in welchen vielleicht die Rückerinnerungen der Seekrankheit von Zeit zu Zeit Irruption machen werden.

Von Genua nach Livorno blieben wir noch in unserem Nußschälchen, das die Gewoheit hat früh abzugehen und spät anzukommen, aber doch im Uebrigen, wie mir der Capitän sagte, ein recht gutes Schiffchen ist, wenn es auch nicht schnell segelt und dem Steuerruder schlecht gehorcht. Die Dampfschiffe zwischen den einzelnen italiänischen Küstenstädten gehen alle nur Nachts, und liegen Tags über im Hafen, wodurch man die Reise zwar nicht beschleu-

nigt, aber doch den Reisenden die Annehmlichkeit bietet, sich die Küstenstädte flüchtig ansehen zu können. Für Jemanden, der zum ersten Male die Reise macht, ist eine solche Einrichtung ganz willkommen; — sie wird ungemein langweilig für Leute, die zu wiederholten Malen die italiänische Küste bereisen. Marseille, Genua, Livorno, Civitavecchia, Neapel und Palermo sind die Stationen, welche von den größeren Dampfschiffen besucht werden, während die kleineren meistens noch Nizza zwischen Marseille und Genua einschieben müssen, da ihnen sonst diese Route zu lang werden würde. Der Capitän des Dampfschiffes Capri (es soll beiläufig gesagt das beste Schiff des Mittelmeeres sein) sagte mir, die Administration würde gerne eine Schnellschiffahrt einrichten, wenn dies nur der Douane wegen möglich wäre. Man habe jetzt schon eine große Erleichterung in dem Verkehr der Dampfschiffe dadurch eintreten lassen, daß man ihnen erlaube, Morgens in aller Frühe in den Hafen einzulaufen, und dort einige Stunden liegen zu bleiben, bis es der Douane gefällig sei, zu kommen, und die Erlaubniß zum Verkehr mit dem festen Lande zu geben. Früher habe auch dies nicht stattfinden dürfen und

die schnellsegelnden Dampfschiffe, welche die Fahrt zwischen Genua und Livorno in 6 Stunden, die von Livorno nach Civitavecchia in 8 Stunden machten, hätten das Vergnügen gehabt, aussen vor dem Hafen den Aufgang des Douanentages zu erwarten.

Es ist natürlich, daß der Reisende unter solchen Verhältnissen gerade kein Bild von den Ufern mitnehmen kann, an denen er hinsegelt. In der Nacht von Genua nach Livorno war ich ziemlich lange auf dem Verdecke, und ließ mir in dem hellen Mondscheine die einzelnen Punkte der felsigen Küste zeigen. Der Golf von Spezzia möchte wahrscheinlich mit dem von Villa franca an landschaftlicher Schönheit, wie an naturwissenschaftlichem Reichthume wetteifern können. Es ist ein wahrer Fiord mit hohen felsigen Ufern und engem Eingange, hinter welchen sich eine tiefe und auch ziemlich breite Bucht findet, die einen herrlichen Ankerplatz für Kriegsschiffe bieten soll. Der Steuermann unseres Schiffes, der überhaupt ein großer Napoleonist schien, behauptete, der Kaiser habe die Absicht gehabt, die ganze Bucht von Spezzia zu befestigen, und in einen imposanten Kriegshafen zu verwandeln, von welchem aus er die englische Flotte im Mittelmeere

vernichten wollte. Ich weiß nicht, in wiefern dies wahr sein mag; — daß ich aber künftig bei zoologischen Untersuchungen an der italiänischen Küste Spezzia nicht vernachlässigen werde, kann ich Dir im Voraus versichern.

In Livorno findet man das rührige Treiben einer großen Handelsstadt mit all den Unannehmlichkeiten, die ein solcher Ort für nicht handelnde Fremde hat, in störender Weise vereinigt. Ein Mastenwald verdeckt die Uebersicht des Hafens, in dem es beständig schreit und tobt, als beginne irgend ein Volksaufstand. Die Bootsführer, welche von dem Schiffe an das Land zu führen haben, betrachten Dich wie eine ihnen zugewiesene Waare, und behandeln Dich etwa, wie sie Kaffeesäcke behandeln würden. Wir beschlossen, unser Gepäck gar nicht an das Land zu bringen, sondern es ohne Weiteres von unserem Achilles auf den Capri zu lootsen, mit dem wir nach Civitavecchia gehen wollten. Dieses einfache Hinüberschaffen zweier Koffer hätte beinahe eine internationale Frage abgegeben. Die unserem Schiffe zugetheilten Kahnführer behaupteten nämlich: sie hätten allein das Recht, sich unserer Sachen zu bemächtigen, um sie an Bord des Capri zu bringen,

während andrerseits die Bootsführer des Capri unser Gepäcke als Gut betrachten wollten, das ihrem Schiffe zugehöre. Der Streit wurde endlich, da die Schiffe ganz hart an einander lagen, dadurch geschlichtet, daß wir von unserem Verdecke aus die Koffer in eine Lucke des Capri hinüberreichten, worauf beide streitende Parteien sich zufrieden geben mußten.

Livorno hat mir durchaus nicht gefallen. Es trägt in allen seinen Theilen ein Gepräge platter Nüchternheit, das mir in der Seele verhaßt ist und das eckelhafte Getreibe der Herumlungerer auf den Straßen, die sogleich den Fremden auswittern, und ihn mit Anerbietungen aller Art verfolgen, erhöht gerade nicht den Reiz der Stadt. Man kann keinen Schritt thun, ohne sich von einem Menschen verfolgt zu sehen, der in allen Sprachen durch einander den Dom, die Judenschule, hübsche Mädchen, gute Waffen, geschmuggelte Cigarren, türkischen Kanaster n. s. w. anbietet, und durch seine Zudringlichkeit so lästig wird, daß man am Ende nothgedrungen zur Reitpeitsche greift und sich den Kerl mit Hieben vom Halse treibt.

Unsere erste Sorge war deshalb auch, in das türkische Magazin einzutreten, und uns dort ein

Paar guter Instrumente dieser Art zu verschaffen. Du mußt nicht glauben, daß sich Livorno gerade durch Pracht und Schönheit seiner Magazine auszeichne; — wir haben im Gegentheile gefunden, daß die kleineren Läden von Paris den größten Magazinen in Livorno recht füglich die Wage halten können. Das türkische Magazin hat wirklich ächt türkische Waaren, und besonders Seidenstoffe von herrlicher Schönheit, so wie Weichselrohre von einer Länge, die an das Fabelhafte grenzt. Kaum konnten wir der Versuchung widerstehen, für unsere Frauen und Schätzchen von den ersteren, für uns selbst von den letzteren Ankäufe zu machen. Allein reiflichere Reflexionen ließen uns die Ausführung des Vorhabens auf den Rückweg verschieben. Man hat zwar in Paris die Erfahrung gemacht, daß weibliche Tugend noch nie einem Caschmirshawl widerstanden hat, und es mögte somit ganz zweckmäßig erscheinen wenn wir Rom mit einigen türkischen Schärpen im Koffer betreten würden. Da aber Freund Rahl versichert, daß ein gewöhnliches seidenes Halstuch die nämlichen Dienste thue, so würden wir unrecht gegen unsere Nachfolger handeln, wenn wir die Preise allzusehr steigerten, und demnach besser thun, die Türken-

waaren für Paris zu versparen, wo man sich auf ihre Aechtheit versteht. Mit den Weichselrohren wären wir vielleicht gar für Kosaken oder Viehtreiber aus den Maremmen gehalten worden, denn sie waren so lang, daß man ganz gut Spieße aus ihnen hätte verfertigen können. Um den Kaufmann, der uns Kasten und Schubladen mit der größten Bereitwilligkeit geöffnet hatte, einigermaßen zu entschädigen, kaufte sich Herwegh eine Reitpeitsche von Gutta percha, einem elastischen Stoffe, der eben gerade in den Handel kam, und ich ein riesiges Stück Tousche, an dem meine Enkel noch zehren könnten, und wenn auch meine ganze Nachkommenschaft der Malerei sich zuwenden würde.

Den Nachmittag brachten wir in einem engen rauchigen Kaffeehause in der Hauptstraße zu, wo hauptsächlich die Kaufleute aus dem Orient und der Levante ihre Niederlage haben. Von dem Völkergemische, welches sich dort trifft, kann man gerade nicht viel sagen, wenigstens wurden unsere Erwartungen während einiger Stunden, die wir dort zubrachten, außerordentlich herabgestimmt. Alle die Anwesenden trugen mehr oder minder den jüdischen Charakter, selbst die zahlreichen Griechen, welche

vorhanden waren, sahen Juden nicht unähnlich, und das einzige Individuum, welches sich scharf von ihnen unterschied, war ein Türke, der im Turban, Kaftan und Pantoffeln in einer Ecke saß und sich sehr freundschaftlich mit einem Schwarme von Griechen unterhielt, welcher ihn umgab. Er hatte wirklich etwas Nobles, nicht gerade in seinem Gesichte, sondern in seiner Haltung und seinen Geberden, während die Griechen nicht anders um ihn herumscharwenzelten, als wenn noch immer die drei Roßschweife über ihnen geschwungen würden. Es will mir fast dünken, als wäre es recht schade, daß die schöne Nation der Türken im Kampfe gegen diese Griechen den Kürzeren zog, die durch die christliche Demuth so weit heruntergebracht worden sind, daß sie sich nach Beendigung ihres Freiheitskampfes einen ausländischen Monarchen, der sie von Haut und Haar nichts anging, auf die Nase setzen ließen. Doch ich will nicht noch einmal anfangen über diese Demuth zu räsonniren, welche von den Pfaffen zum Ruin der Individuen, wie der Völker erfunden worden ist.

Auf dem Capri war die Verköstigung in dem Preise des Transportes inbegriffen, und wir be=

schlossen deshalb an Bord unser Mittagsmahl einzunehmen. Das Schiff gehört einer neapolitanischen Gesellschaft, ist aber in England gebaut, und auch bis auf die kleinste Geräthschaft herab in England ausgestattet, woran die Gesellschaft schon um deßwillen recht gethan hat, als die meisten Passagiere in der That zu jenem stelzbeinigen Volke gehören, das seine Langeweile für guten Geschmack, und seine Nüchternheit für feinen Anstand ausgeben mögte. Die Sonne war gerade am Untergehen, als wir den Hafen verließen, um die offene See zu gewinnen. Die ganze Gesellschaft befand sich auf dem Verdecke, und suchte sich so viel als möglich gegen den scharfen Wind zu schützen, der aus Westen blies. Ich habe schon oft bedauert, kein Talent zum Carricaturzeichnen zu besitzen. Was hätte ich darum gegeben, diese von Oben bis Unten carrirten Gestalten in meinem Skizzenbuche festhalten zu können! Die Einen hatten sich von Oben her mit schottischen Plaids und andern derartigen Tüchern, die eine ganz scheußliche Farbenzusammenstellung boten, eingehüllt; die Andern begannen im Gegentheil das System der Einwicklung von Unten herauf, und stelzten in ungeheueren Pelzstiefeln umher, während der schwanke Oberkörper

nur in einen Sommerrock gehüllt war. Schweigend ging Alles neben einander her mit großen Schritten auf dem Verdecke auf und ab, und Jeder schien standhaft die Eßglocke zu erwarten, die auf solchen Schiffen stets mit schlauer Berechnung dann ertönt, wenn die Passagiere die ersten Anwandlungen der Seekrankheit zu empfinden pflegen. So ging es auch bei uns. Kaum tanzte das Schiff auf den höhern Wellen, die man stets in dem Durchpasse zwischen der Insel Gorgona und dem festen Lande antrifft, als man auch zur Tafel rief, an welcher schon der größere Theil der Passagiere nicht mehr Theil nahm. Wir hatten uns noch mit vielem Heldenmuthe an die Suppe gewagt, obgleich Jeder von uns einige Bläße in dem Gesichte des Andern fand.

Doch ich will Dir weiter keine Beschreibung von einer der schrecklichsten Nächte geben, die ich in meinem Leben zugebracht habe. Wir lagen einander gegenüber in derselben Situation, Jeder das Gefäß, das man in guter Gesellschaft nicht gerne nennt, inbrünstig umarmend. Anfangs glaubt man in der Veränderung der Lage, in allen kleinen Listen, welche ein unendliches Gefühl des Leidens nur eingeben

kann, Hülfe gegen diese entsetzlichen Angriffe zu finden, die mit jeder Erneuerung schmerzlicher und entnervender werden. Bald aber verliert sich auch die letzte Spur dieser kläglichen Energie. Mit beiden Armen an die Ränder des Bettes geklammert, zittert man dem Augenblicke entgegen, den das nahende Gekrach der Balken verkündet. Die Schlafsäle der Cajüte befinden sich nämlich hinten im Spiegel des Schiffes, und die Betten sind in der Weise an den Wänden angebracht, daß sie der Längsachse der Schiffe parallel laufen. So lange dieses eine Woge hinaufklettert, befindet man sich in einem Stadium momentanen Wohlseins; nun aber hat das Schiff mit seinem Vordertheile die Spitze der Woge erreicht, es überschreitet dieselbe, um auf der entgegengesetzten Seite hinabzugleiten, die Balken beugen sich und knattern in dem Maße, als sie über die Woge hinaus ragen, und dies knatternde Geräusch schreitet allmählig von Vornen nach Hinten fort, bis es über den Häuptern der Kajütenbewohner an dem Steuerruder ausläuft. Das ist der kritische Moment, das allgemeine Signal zum Losbrechen. Während das Geknatter sich nährt, hat man das Gefühl einer entsetzlichen Leere. Es ist, als würden alle Einge=

weide langsam aus dem Leibe hervorgehaspelt und dies Gefühl ist so entmannend, daß man in solchen Augenblicken nicht den mindesten Widerstand leisten würde, geschehe auch, was da wolle. Diese Apathie nimmt mehr und mehr zu, und endlich tritt jenes letzte Stadium ein, wo man nichts mehr sieht, hört und fühlt, und das ganze Individuum da liegt, wie ein Klotz, den von Zeit zu Zeit convulsivische Bewegungen erschüttern.

Ich hätte geglaubt, daß so furchtbare Angriffe einen bleibenderen Effect auf den ganzen Organismus zurückließen, allein jetzt wo das Schiff schon seit mehreren Stunden im Hafen still liegt, und wir uns etwa wie auf festem Lande befinden, fühle ich nur noch eine dumpfe Schwere in der Stirne, und einiges Angegriffensein der Augen, in deren einem sich durch die allzu heftige Anstrengung beim Erbrechen eine kleine Blutunterlaufung gebildet hat. Ich werde als halber Kakerlak in Rom anlangen, was mich einigermaßen freut, da meine Individualität dadurch nur an Interesse gewinnen kann.

Rom den 5. Februar.

Der h. Vater, unter dessen beglückendem Scepter wir uns seit heute Morgen befinden, wird noch gewaltig viel zu thun haben, bis er die Reformen so weit geführt hat, daß man ohne Verwünschungen die Hauptstadt der christkatholischen Welt erreicht. In meinem Leben ist mir noch keine solche Wirthschaft vorgekommen und wenn ich wieder einmal nach Italien gehe, so werde ich sicher den Weg von Civitavecchia nach Rom lieber zu Fuß machen, als in diesen schändlichen Anstalten, die man hier Schnellposten nennt.

Die unmittelbaren Unterthanen des Papstes machen in Civitavecchia trotz des Enthusiasmus, welchen sie für ihren Pius IX. aller Orten zur Schau tragen, gerade nicht den günstigsten Eindruck. Die Lastträger und Bootsführer tragen jetzt Mützen, auf deren Schildern mit großen weiß oder gelb lackirten Buchstaben Evviva Pio IX. steht; und einen verrükten Kerl haben wir sogar gesehen, der nicht nur auf der Mütze, sondern auch auf zwei Epauletten seine Segenswünsche für den Landesvater zur Schau trägt. Dieser offene Enthusiasmus

hat indessen die übrige Natur dieser Schwärmer nicht im mindesten geändert. Sie nehmen noch eben so gut wie früher ihre Trinkgelder und wissen den Fremden auf der kurzen Strecke vom Hafen bis zu dem Wirthshause noch ganz prächtig um seine Piaster zu bringen. Ja selbst die befrackten Angestellten der Douane empfangen den Ankömmling noch immer mit offenen Händen, und drücken für einige Paul's die Augen so fest zu, als man es nur wünscht.

Nach vielem Drängen und Treiben fassen wir endlich um 10 Uhr Morgens in einer Diligence Platz, die den Versprechungen zufolge uns um 6 Uhr desselben Tages in der ewigen Stadt abliefern soll. Wir haben eine Art Coupé, dessen Mittelplatz von einem jungen Lombarden eigenommen wird, der anfangs zwar ziemlich zurückhaltend ist, bald aber sich als Anhänger des jungen Italiens zu erkennen gibt, und mit Herwegh über die Befreiung Europa's im Allgemeinen und diejenige Italiens insbesondere in eine höchst principielle Discussion geräth, die endlos geworden wäre, wenn nicht die beiden Redner über einige speciellen Applicationen ihrer Theorieen so radical von einander abgewichen wären,

daß eine Discussion in gewöhnlicher Art nicht mehr stattfinden konnte. Auch trat ein Ereigniß ein, welches auf italiänischen Reisen sicherlich unangenehmer ist, als Räuberanfälle und Douanenconfiscationen. Es fing an zu regnen. Dem Wasser vom Himmel widersteht kein italiänischer Postillon, und auch die Bestien von Pferden scheinen durchaus nicht darauf eingerichtet zu sein, im Regen weiter zu gehen. Der Weg war vollkommen gut, nicht im Geringsten aufgeweicht oder schwer fahrbar, allein nichts desto weniger mußte in jedem Orte Vorspann genommen werden, die nicht mehr ziehen wollte, sobald sie durchnäßt war So langten wir mit einem Zuge von acht Pferden und vier Postillonen mit einbrechender Nacht in Palo ein, wo unser Conducteur das Aufhören des Regens erwarten wollte. Er gab uns so hinlängliche Gelegenheit, von den Fenstern der Osteria aus einen alten römischen Hafen zu betrachten, der vollkommen von Sand erfüllt, jetzt auf dem Trocknen liegt.

Allein es regnete fort und fort ohne Aufhören und trotz des Widerstrebens der Postillone und der Pferde mußte an das Weiterfahren gedacht werden. Wir mogten etwa eine Stunde zurückgelegt haben,

Herwegh und der Lombarde discutirend und ich schlafend, als plötzlich der Wagen mitten im Felde still hielt, und sich ein ungeheures Toben und Schreien erhob. Es regnete ziemlich heftig, allein doch nicht übermäßig, und als wir unsere Köpfe aus den Wagenfenstern herausstreckten, sahen wir weder einen Berg, noch sonst Etwas, was ein so plötzliches Anhalten hätte motiviren können. Die Pferde wollten nicht mehr fort, und die Postillone benahmen sich auf die ungeschickteste Weise von der Welt, um ihre Thiere anzutreiben. Sie standen am Rande der Chaussee, schrieen wie wahnsinnig und hieben mit langen Peitschen auf die Thiere ein, die dann natürlich, statt gerade auszugehn, auf die Seite wichen, und in den Chausseegraben gegenüber rannten. Dort wurde dasselbe Manöver wiederholt und auf diese Weise die Pferde aus einem Chausseegraben in den andern gepeitscht, ohne daß der Wagen um einen Schritt vorwärts gekommen wäre. Was half es, daß wir heraussprangen, daß ich Einen der Postillone an dem Kragen faßte, mit einigen derben Rippenstößen zu dem Pferde heranführte, und ihn zwang, das Thier an dem Zügel zu nehmen und zu leiten, während ich es mit der Peitsche be=

arbeitete? Wir kamen so freilich ein Paar Schritte vorwärts, dann aber rieb sich der arme Teufel, den ich etwas unsanft gepackt haben mogte, mit jämmerlichem Ausdrucke das Genik, und sagte: Es ist unmöglich, Herr! Sie sehen ja selber, daß es regnet, die Pferde wollen nicht gehen, und wenn man sie zu Tode schlüge. Wir wollen heim reiten und Andere holen. Es geschah, wie sie sagten. Sie spannten die Pferde aus, drehten um und rannten in hellem Gallop auf und davon, während wir in unserer Diligence uns, so gut es gehen wollte, einzurichten suchten, und den Morgen erwarteten.

Nach vier Stunden etwa kamen unsere Postillone zurück, und mit der Dämmerung um 6 Uhr Morgens trafen wir in Rom ein, wo uns noch eine langweilige Visitation erwartete. Bei dieser amüsirte mich außerordentlich ein dicker französischer Kaufmann, der schon auf dem Capri unser Reisegesellschafter gewesen war, und jetzt aus Rache gegen die Postillone geschworen hatte, er wolle dem untersuchenden Douanier kein Trinkgeld geben, um dadurch an den Tag zu legen, wie sehr er dieses Volk verachte. Sein Koffer wurde natürlich von Oben bis Unten durchwühlt, seine sämmtlichen Objecte heraus-

geworfen und in eine schauderhafte Unordnung gebracht, während er beständig gegen solches Verfahren protestirte, und den Visitator zwingen wollte, uns, die wir uns freigebig bezeigt hatten, ebenso zu behandeln, wie ihn. Es war überhaupt ein origineller Bursche, dieser dicke Krämer, der jetzt schon zu wiederholten Malen die Reise nach Rom machte. Die Kunst interessire ihn nicht, sagte er uns, Alterthümer auch nicht, und das Volksleben in Rom langweile ihn ebenfalls; er mache aber die Reise von Marseille nach Neapel jedes Jahr, hauptsächlich nur der Seekrankheit und der Galle wegen, die er sich bei dem Abstecher von Civitavecchia nach Rom sammele. Er fühle sich jedes Mal nach einem solchen tüchtigen Anfalle von Seekrankheit, wie neu geboren, und spare dadurch eine Badereise, welche ihm die Aerzte seiner Constitution halber empfohlen hätten.

Den 8. Februar.

Wir sind in Rom schon so eingewohnt, als wären wir alte Bekannte. Rahl's freundliche Fürsorge hat uns in der Nähe des spanischen Platzes eine für unsere Bedürfnisse vollkommen hinreichende Wohnung verschafft, und so haben wir denn unser Leben etwa so eingerichtet, wie es wandernden Musensöhnen geziemt, die alle Sorgen von sich geworfen haben, und nur dem Carneval, der Kunst, dem Alterthume und dem Leben ihre Zeit widmen wollen. Das Café greco bildet natürlich den Ausgangspunkt des Tages, wo die Pläne verabredet, und die gemeinschaftlichen Excursionen veranstaltet werden. Es giebt vielleicht kein dumpferes, häßlicheres Local, als dieses Künstlercafé, in dem alle Nationen, besonders aber die Deutschen zusammenströmen. Vielleicht ist dies gerade der Grund, weshalb man da so behaglich zusammensitzt. Von dem Café greco aus führt unser Weg heute dahin, morgen dorthin, je nachdem uns gerade der Geist an alte oder neue Kunst, an Heidenthum oder Christenthum mahnt. Dann finden wir uns mit den Freunden, welche die altbürgerliche Mittagszeit um

12 Uhr einhalten, in der Trattoria del Lepre zusammen, wo's uns freilich schwer wird, mit unserem gelehrten Italiänisch den Speisezettel zu verstehen, den der Aufwärter uns mit geläufiger Zunge herplappert. Du magst mir überhaupt glauben, daß der Speisezettel einer Restauration der beste Prüfstein für die Kenntniß einer Sprache ist, und daß man aus dem Verständniß eines solchen Zettels sogleich beweisen kann, ob Jemand die Sprache nur aus Büchern gelernt, oder aber ob er sie in dem Lande selbst gesprochen und gehandhabt habe. So müssen wir uns beim Lepre meistens damit behelfen, daß wir auf den Teller eines Bekannten hinweisen und questo! sagen, wenn nicht allenfalls der gefällige Aufwärter irgend Einen der Anwesenden zum Dollmetsch aufruft. Nachmittags hatten wir bis jetzt so viel zu thun, daß wir nicht dazu kommen konnten, in irgend einer Weise die Kunstanschauung des Morgens fortzusetzen. Da lockt uns das Leben und die Natur. Es ist ja Carneval und manchmal auch schönes Wetter, das genossen sein will, da die Umgegend von Rom nicht an einem Tage gesehen werden kann.

Rahl wünschte gerne mir einen Ueberblick über

die Weltstadt zu geben, und während Herwegh unsere Sachen ordnete, und seiner Frau unsere glückliche Ankunft meldete, bestiegen wir den Thurm des Capitols, um uns von diesem erhabenen Punkte aus eine Orientirung der Stadt im Ganzen zu verschaffen. Wie könnte ich Dir beschreiben, was ich dort Alles sah? Ich muß sagen, daß mich die Rundschau um so mehr überraschte, als ich dem brutalen Volke der alten Römer bis jetzt niemals einen rechten Geschmack abgewinnen konnte. Hier bekommt man freilich Respect vor ihrer Größe, die aber dennoch weder wohlthuend noch eigentlich imponirend ist. Ich glaube wahrhaftig, daß alle diese Ruinen, diese zertrümmerten Tempel und Paläste jetzt in ihrem verfallenen Zustande bei Weitem imposanter erscheinen, als sie damals sein konnten, wo sie noch unversehrt dem Auge sich darstellten. Indessen fürchte nicht, daß ich meinen Reisebericht mit langen Excerpten aus Förster und Bunsen über das alte Rom anfüllen werde. Die Philologen haben mich in der Schule zu sehr gelangweilt, als daß mir nicht jeder Buchstaben Lateinisch, den ich vor meinen Augen sehe, einen heimlichen Widerwillen machen sollte, der mir jedes Mal den Humor

verdirbt, und mich unwiderstehlich zwingt, die Beschäftigung aufzugeben. Es ist mir auch völlig einerlei, ob diese oder jene Säule zum Jupiterstempel oder zum Friedenstempel gehört habe und ob das Trajansforum sein Bereich noch einige Schritte weiter erstreckt habe oder nicht. Mit solchen Fragen möge sich beschäftigen, wer keinen Anspruch darauf macht, an der Bewegung des Lebens Theil zu nehmen. Uns interessirt mehr das Volk, das jetzt unter diesen Säulen daherwandelt, und dessen frisches und unverdorbenes Leben, und wir wollen deshalb Romantiker sein in dem Centrum des klassischen Alterthums. Herwegh verspürt freilich von Zeit zu Zeit Lust, sich an einigen alten Steinen zu begeistern, und in Gedanken die Kaiserpaläste wieder aufzubauen, für deren Niederreißung nur er Interesse haben sollte. Allein ich hoffe, daß diese flüchtigen Nachwehen des würtembergischen Schulsackes bald vorübergehen sollen unter dem Einflusse des neueren römischen Lebens. Hilft das nichts, so werde ich freilich genöthigt sein, ihm einen **Horatium ad modum Minellii** anzuschaffen, der dann sicher als niederschlagendes Pulver wirken soll.

Ich konnte mich auf dem Capitol kaum trennen

von dem Anblicke der Campagna und des Albanergebirges, das mit so reinen, schönen Linien aus der unermeßlichen Ebene auftaucht. Nicht so sehr spricht mich die Form des Sabinergebirges an, die eine schwache Wiederholung der Alpen zu sein scheinen, und ich kann nicht in die Behauptung mancher hiesiger Landschaftsmaler einstimmen, welche diesem Gebirge die Palme zuerkennen wollen.

Von dem Capitol aus wählten wir den Weg über das Colosseum nach dem Lateran hin, der bekanntlich die eigentliche Pfarrkirche des Papstes ist, und vor dessen Treppe man eine entzückende Aussicht gegen die Gebirge genießt. Hier traf Willers zu uns, der ausgezeichnetste Landschaftsmaler, der jetzt in Rom lebt, eine prächtige, kräftige Natur, die auf einen Jeden wohlthuend wirkt, der nicht den Sinn für Einfachheit an der Natur wie an dem Menschen verloren hat. Wäre Willers im Mittelalter geboren, statt in unserer Zeit, er wäre gewiß Landsknecht geworden, und hätte sich vielleicht mit dem Schwerte ebenso ausgezeichnet, wie jetzt mit dem Pinsel. Meinem an starre Zacken und schroffe Gehänge gewöhnten Augen gelang es noch immer nicht ganz, die sanft ansteigenden Linien des Alba-

nergebirges aufzufassen und ich konnte nicht umhin, mich mit Willers in ein Gespräch über diese Eigenthümlichkeiten der vulkanischen Formen einzulassen, die man sich gewöhnlich als spitze Kegel vorstellt, während sie im Gegentheile meist nur schildförmige Erhebungen über die Ebene darstellen. Der Aetna, der Vesuv, das Albanergebirge, ja selbst die meisten älteren basaltischen Kuppen sind in diesem Falle, und gerade der Aetna erscheint in seinen Gehängen so äußerst flach, daß er trotz seiner bedeutenden Höhe nur eine schildförmige Erhöhung darstellt. „Ja wohl, ja wohl, sagte Willers, indem er sich den langen Schnurrbart strich und den grauen Filz etwas mehr auf das Ohr rückte, den Bogen Papier möchte ich sehen, den Einer nöthig hätte, um die Linien des Albanergebirges in ihrem richtigen Verhältnisse zu zeichnen. Ich habe es schon öfters versucht, allein dann wird es so niedrig, daß es sich kaum aus der Ebene erhebt, und kein Mensch glauben will, daß dies wirklich das Albanergebirge sei. Deshalb, fügte er lachend hinzu, ist auch Der nicht der beste Maler, welcher am Besten die Natur copirt, sondern Der ist's, der am Besten zu lügen versteht. Nicht wahr, Rahl? Das weißt Du so gut, als ich."

Der aber gab keine Antwort; denn er war in der Kirche verschwunden, wo er ein altes Frescogemälde betrachtete, das einen besonderen Werth in der Kunstgeschichte haben soll, mir aber wie ein steifes, häßliches Ding vorkam, dem ich weiter keine Aufmerksamkeit schenken konnte. Die letzten Strahlen der Sonne fielen gerade durch ein hohes Fenster der Basilica in den inneren Raum und erleuchteten grell den oberen Theil einer Säule, die entweder von weißem Marmor, oder mit weißem Stuck überzogen war. „Da sehen Sie selbst, sagte Willers, indem er auf den Abendschein an der Säule deutete, das sollen wir malen! Und das haben wir auf der Palette! fügte er hinzu, indem er auf den unteren Theil der Säule deutete, die schon beschattet war. Hatte ich Unrecht, zu sagen, wir müßten lügen?"

Von dem Lateran aus setzten wir unseren Weg immer an der Grenze der Stadt nach der größten Basilika Roms fort, nach Santa Maria Maggiore die wir bei schon eingetretener Dämmerung erreichten. Die Kirche ist außerordentlich reich verziert. im Innern, wenn es ihr gleich an Gemälden und werthvollen Kunstgegenständen vollständig mangelt. Ich kann nicht sagen, daß die Basiliken hinsichtlich

des Eindrucks, den sie machen, mit unseren gothischen Kirchen wetteifern können. Die horizontale Decke gibt ihnen mehr oder minder das Ansehen eines Boudoir's, das gelegentlich zum Beten eingerichtet wurde, und es fehlt der mystische Schauer, den die hohen Gewölbe der gothischen Dome mit ihrer ewigen Dämmerung erregen. Die Religion in Rom freilich kennt keine Mystik, aber auch keine Zeit. Der Römer betet und hört eine Messe, wenn er den Beruf dazu in sich fühlt, und nachher benutzt er ebenso sorgenlos die Kirche als allgemeinen Versammlungsort, wo er sich ein Stelldichein gibt und seine weltlichen Geschäfte besorgt. Die officielle Religiosität, die Sonntag Morgens um 9 Uhr beginnt, wenn es zur Kirche läutet, und um 11 Uhr mit der langweiligen Predigt beendigt ist, wird in Rom niemals Wurzel fassen können und auch nothwendig in unseren Gegenden stets mehr und mehr zurückgedrängt werden. Auch weiß ich nicht, warum man dem Glauben eine bestimmte Grenze ziehen will, und sagen, bis hierher und nicht weiter. Schiller hat schon längst gesagt: „Es gibt nur zwei Ding' überhaupt, was zu der Fahne gehört, oder nicht.“ Und so meine ich, könnte man auch in religiösen Dingen nur zweierlei auf-

stellen: „Man glaubt Alles, wie der Katholicismus, oder gar nichts, und diese Religion hat leider noch gar keine Kirche, weil sie eben keine braucht."

Wir brachten den Abend in einer ächt römischen Kneipe zu, wo auch das Volk sich versammelte, und wo man kernige Witze in Menge hören kann. Morgen beginnt der Carneval und heute Abend schon bereitete man sich recht gründlich zu demselben vor. Die Zote ist während des Carnevals das wahre Element des Gespräches von Vornehm und Gering, und alle öffentlichen Reden sowohl, wie die Privatunterhaltungen sind während dieser Zeit auf das Reichlichste mit jener Würze versehen. Auch heute Abend war in der Sabina, so heißt die Kneipe, ein Spaßmacher, der sich durch einen dreieckigen Hut auszeichnete und lange Reden hielt, die uns höflichst erheiterten, da wir noch nicht wußten, welche Licenzen sich die Sprache der Südländer erlauben darf. Es ist dies überhaupt ein sonderbares Capitel, über das ein Rabelais unserer Zeit wohl einmal eine gründliche Abhandlung schreiben sollte. Die abgeschmackte Pruderie der Engländer hat Worte verpönt, deren wir uns überall bedienen dürfen, während wir über Ausdrücke erröthen müssen,

die sich in dem Lexicon der feinsten französischen Sprache vorfinden. Die Italiäner genießen in dieser Hinsicht noch weit mehr Freiheit, als ihre gallischen Nachbarn und behandeln gewisse Dinge mit einer Unbefangenheit und Natürlichkeit, die wirklich das Erstaunen Desjenigen erregen müssen, der aus nördlichen Gegenden hier ankommt. Allein es ist ein Unterschied zwischen einem Volke, welches daran gewöhnt ist, nackt zu gehen, und einem solchen, das sich nur von Zeit zu Zeit stellenweise entblößt, und dieser Unterschied macht sich eben in italiänischer und deutscher Ausdrucksweise geltend. Unser Clima verlangt einmal Ueberwürfe und Hosen, während die glücklicheren Südländer an einem Feigenblatte genug haben.

In der Carnevalsrede unseres Lustigmachers aus der Sabina fehlte aber auch sogar das Feigenblatt, und es ging so toll darin zu, daß einige Römerinnen, welche lange mit zugehört hatten, doch endlich das Weite suchen mußten. Wir verstanden glücklicher Weise nicht Alles, und so konnten wir ohne weitere Verletzung des Anstandes ruhig auf unseren Plätzen verweilen, ohne eines neuen Testamentes bedürftig zu sein. Eines neuen Testamentes, fragst Du?

Habe ich Dir niemals die Geschichte eines frommen Hofrathes erzählt, der einmal mehrere Tage in unserer Gesellschaft zubrachte? Wir bemerkten, daß er jedes Mal, wenn nur das geringste Wort fiel, welches hätte mißdeutet werden können, erst recht herzlich darüber lachte, dann aber den Kopf schüttelte und mit betrübter Miene ein kleines schwarzes Büchelchen aus der Tasche zog, in welchem er einige Zeilen las. Mein Freund Artist hatte bald heraus, daß der gute Mann durch Lesen eines Verses in der Bibel sich jedes Mal von der Sünde, eine Zweideutigkeit angehört zu haben, rein waschen wollte, und nun schwur er hoch und theuer, der Herr Hofrath solle gar nicht mehr dazu kommen, sein Buch in die Tasche zu stecken. Das hielt er auch redlich. Nach drei Tagen änderte der Hofrath seine Reiseroute, und wir waren herzlich froh, seiner los zu sein.

Den 9. Februar.

Gestern Nachmittag wurde feierlichst der Carneval eröffnet. Du hast wohl Goethe's Beschreibung davon schon öfters pflichtgemäß gelesen, und wirst Dich mit mir darüber gewundert haben, wie kalt und leblos sich dieses Fest unter seiner Feder ausnimmt. In der That schien auch der Anfang einer solchen Beschreibung zu entsprechen. Wir betrachteten uns lange Zeit das Volk, welches dicht gedrängt in der Straße auf- und abwogte, von den Fenstern des Künstlervereines aus, die auf den Corso hinausgehen. Es sah aus, wie an einem schönen Sonntagsnachmittage auf den Pariser Boulevards; eine dichtgedrängte Volksmasse Kopf an Kopf, in der weder Masken noch sonst etwas Characteristisches sich darbot. Wohl aber zeigte der alte Corso selbst ein festliches Ansehen. Alle Fenster waren mit bunten, meist rothen oder hellblauen Teppichen behangen und überall waren die decorirten Balkone mit Menschen erfüllt, von denen, wie begreiflich, Alt-England die größte Zahl geliefert hatte. Manche dieser Balkone sahen aus, als seien sie zur Exhibition storchbeiniger Lords und Ladie's bestimmt, die aus gläsern hellgrauen Augen auf die Straße

glotzten, ihre langen Dreiecknasen über die rothen Festflaggen herunterbogen und die Hälse verlängerten, wie Sumpfvögel, die etwa da unten zu fischen hätten. Aus den Fenstern aber und von den kleineren Balkonen her blitzten ganz andere schwarze Augen, die eine wärmere Sonne gewöhnt waren.

Nach langem Harren ertönten wiederholte Trompetenstöße, und mit großer Ruhe zertheilte sich das Volk nach beiden Seiten, um in der Mitte Raum für einige reich vergoldete Kutschen zu lassen, die mit Sechsen bespannt in langsamem Schritte von der **Porta del Popolo** nach dem Capitol hinauffuhren. Voran ritten einige Dragoner des Papstes, und eine andere Abtheilung schloß den ganzen Zug, der unter schmetternden Fanfaren sich nach dem Capitol bewegte. Hinter den Wagen schlug die Menge zusammen, wie die Wellen hinter dem Kiele eines Schiffes. Nun begann auch ein größeres Leben die Masse zu durchdringen. Es zeigten sich einzelne Wagen; nur Einer derselben war mit Masken besetzt, während in allen andern sehr einfach gekleidete Herrn in Paletot's und grauen Hüten saßen, die sich damit amüsirten, Blumensträuschen oder kleine Gypskügelchen unter die Menge

zu werfen. Auch in den Fenstern, auf den Balkonen, auf den Gerüsten längs der Straße bemerkte man lebhaftere Anregung. Man sah viele weibliche Gestalten, welche sich ebenfalls mit Blumensträußchen bewaffneten, und ein lebhafter Krieg entspann sich zwischen den Wagen auf der einen, und den Fenstern und Balkonen auf der andern Seite.

Wir wollten unseren Standort verlassen und uns drunten unter die Menge mischen, als schon die verhängnißvollen vier Kanonenschüsse ertönten, welche bei einbrechender Dämmerung den Kutschen das Signal geben, daß sie den Corso verlassen müssen. In einem Nu waren sämmtliche Wagen durch die Seitenstraßen verschwunden, und das Volk wogte wie vorher durch den Corso in Erwartung des Pferderennens. Vergebens bemühten sich Soldaten und Gensd'armen, in der Mitte der Straße eine Bahn für die Pferde frei zu halten, die ohne Reiter, wie rasend durch den Corso nach dem Capitol hinauf sprengten. Die lebendige Mauer, welche von beiden Seiten Spalier bildete und mit lautem Halloh und lebhaftem Schwenken der Tücher die Rosse noch mehr anfeuerte, floß unmittelbar, wo

diese vorübergerauscht waren, wieder zusammen, und der blitzschnelle Eindruck war in demselben Augenblicke verschwunden. Die Nacht trat vollständig ein, und ehe wir noch die Straße erreicht hatten, war das Volk größentheils verlaufen. Nur in den Osterieen hörte man noch fröhliche Reden, Musik und Gesang bis spät in die Nacht.

Den 11. Februar.

Die Freuden des Carnevals finden nicht an jedem Tage in der Woche statt, und so können wir denn manchmal einen Nachmittag benutzen, um die Umgegend in Augenschein zu nehmen. Der Morgen ist ein für allemal dem Vatican geweiht, da wir zu der Ueberzeugung gekommen sind, daß dort auch für bloses flüchtiges Beschauen mehr zu thun sei, als sonst in der ganzen übrigen Welt zusammengenommen. Zwei Tage lang haben wir in der Sixtinischen Capelle nicht gesessen, sondern gelegen, um uns die wunderbaren Schöpfungen Michel Angelo's

in den Sinn zu prägen, und jetzt gelten unsere Wallfahrten schon seit mehren Tagen den Gemälden von Raphael und den antiken Sammlungen, die der Vatican in seinen weiten Räumen birgt. Es hat sich auch da gleich ein tief greifender Unterschied zwischen unserer beiderseitigen Auffassungsweise ergeben. Mir machen die Statuen, so schönste auch sonst sein mögen, allemal einen fröstelnden Eindruck. Die klassische Ruhe erscheint mir nach kurzer Zeit kalt und todt, und ich flüchte mich dann so bald als möglich hinüber nach den Stanzen und nach der Gallerie, wo ich Leben und Lebenswärme in den Farben finde. Herwegh dagegen steht Stunden lang, seinen abgekürzten Bunsen in der Hand, vor diesem oder jenem behauenen Marmorblock, und vertieft sich in dessen Formen, während er die Gemälde, die mein Hemmschuh sind, flüchtiger überschaut.

Aber auch hinsichtlich der Gemälde zeigt unser Geschmack eine merkwürdige Verschiedenheit. Ich habe Raphael erst kennen gelernt, denn was ich bisher von ihm sah, waren meist nur einzelne Figuren, die immer langweilig sind, und wären es auch Madonnen mit und ohne Kinder, und allen=

falls mit einigen Heiligen als Zugabe. Da muß ich denn offen bekennen, daß ich ihn oft und viel angesehen, und nicht begriffen habe, wie man ihn als den ersten Genius der Malerei auffassen könne. Hier aber in den herrlichen Schöpfungen des Vatican, und noch mehr in der Farnesina bin ich vollkommen bekehrt worden, und habe die Ueberzeugung mitbringen müssen, daß man Raphael nur kennen könne, wenn man ihn an den Wänden jener Gebäude erblickt hat. In den Stanzen des Vatican finden wir uns auch fast immer in verschiedenen Zimmern: Herwegh vor der Schule von Athen oder gar vor dem katholischen Wust der Disputa, den nur Raphael einigermaßen genießbar machen konnte, ich dagegen vor der Feuerbrunst des Borgo oder der Schlacht des Constantinus. Die Gemälde mit ihren sitzenden Figuren, in welchen nur inneres Leben, keine äußere Handlung und Bewegung sich zeigt, sind mir überhaupt im Grunde der Seele verhaßt, und es ist mir manchmal, als müßte ich Einen dieser Menschen, die so ruhig da sitzen, und mit den ernsthaftesten Gesichtern von der Welt eine Monstranz oder ein Buch angucken, von seinem Sitze aufreißen, oder in einiges oratorisches Feuer bringen. Aber

diese beiden erschütternden Dramen der Feuersbrunst und der Zwei=Kaiserschlacht, wie sprüht da das Leben aus jeder Figur! Wie läuft und rennt das Alles durch einander, Wasser zu holen, Kinder und Eltern zu retten, oder, in dem andern Bilde, wie kämpft und streitet es da noch gegen einander, während auf der einen Seite der Sieg, in der Gestalt Constantin's, triumphirend heranrauscht und auf der andern Maxentius in den Gewässern der Tiber unterliegt! Ich habe manchmal geglaubt, diese Figuren sich bewegen und dahinschreiten zu sehen, und nicht selten habe ich die Anwandlung verspürt, dem jungen Manne, der sich über die feuerzerstörte Mauer zu retten sucht, und mit den Füßen tastend in der Luft umherfährt, während er sich mit den Händen oben festgeklammert hat, meine Schulter als Stütze zu bieten.

Wir haben manchmal Abends im Zwielichte Rahl's reiche Sammlung von Kupferstichen und Umrissen nach neueren Gemälden durchblättert, und da ist es mir denn so recht aufgefallen, wie manchem Bekannten aus diesen beiden Gemälden Raphael's ich in den neueren Compositionen zum zweiten Male wieder begegnete, und wie sonderbar diese

Figuren durch eigenes Leben von dem Modellenleben der übrigen Gestalten abwichen. Mit welch inniger Rührung habe ich nicht die Wasserträgerin aus der Feuersbrunst auf dem Einzuge Friedrich Barbarossa's in Mailand von dem berühmten Herrn Schnorr von Karolsfeld als besorgte Hausfrau wieder begrüßt, welche ihre Habseligkeiten vor den blonden Bärten rettet, die mit dem Kaiser über einige sitzende Personen in die Stadt hinein reiten! Ich kann auch wohl sagen, daß mich die Raphaelischen Gemälde besonders deshalb so ungemein angesprochen haben, weil eben die Bewegung aller Figuren eine natürliche und momentane ist, die keinen Nachgeschmack des Modells und der Kleiderpuppe verräth. Es ist die Auffassung des Augenblicks, welche diese Gestalten geboren und fixirt hat, und nicht wie bei unseren meisten neueren Malern die allmählige Verkörperung der Idee, die mühsam, mit aller Anstrengung und nur durch mechanische Beihülfe sich aus der Unbestimmtheit gestaltet hat. Dieser Geruch nach dem Modelle, der den neueren Producten so sehr anklebt, läßt sich in dem frischen Hauche, der durch Raphael und Michel Angelo weht, nicht verspüren, und das ist eben das Geheimniß, das ihnen

inne wohnt, und das unsere Neueren nicht zu ergründen vermögen. Sie thun dann freilich besser, es zu machen, wie die Düsseldorfer, und lauter Gemälde zu componiren, bei denen man mit ruhig sitzenden oder stehenden Modellen vollständig auskommt! Die schwächlichen Gemüther, die nicht auf eigenen Füßen stehen können, sondern jeden Strich kopiren müssen, finden dann, wenn ihnen irgend Jemand vorangeht, all diese seufzende, trauernde und girrende Romantik zusammen, die man mit einigem Asphalt und Judenpech anstreicht, um ihr eine gewisse mystische Tiefe zu verleihen. Wenn es aber gar noch gelingt, gute Modelle aufzutreiben, die recht kraß gegen einander abstechen, so ist man nahe daran, den Gipfel der Kunst erklommen zu haben, und von seiner Höhe mitleidig auf die Zeitgenossen herabzuschauen. Ich ärgere mich jedes Mal, wenn ich in Ausstellungen und Kunstläden an diesen klassischen Personen der Academieen vorbeigehe, und den alten Bekannten Ezzelin, als Kaiser Heinrich, als Franz von Sickingen, und wer weiß in noch wie viel Gestalten, wiederfinde. Doch nein! Es gibt nur einen Ezzelin, und der hat sich in Frankfurt einmal der Abwechslung wegen ins Gefängniß

gesetzt, um sich in seinem Geschäfte zu üben, und ein traurig wüthendes Gesicht machen zu lernen. Da wird er denn zum Unglück von zwei Mönchen gestört, die wahrscheinlich sich für Gefängnißreform und Zellensystem interessiren, und als ihm das zu lange dauert, wirft er ihnen einen wüthenden Blick zu, ballt die Faust, und sagt in seiner breiten baierischen Mundart: „Jetzt lossen's mi aus, verfluchte Pfaffen! I muß Modell sitzen!" —

Den 10. Februar.

Heute haben wir uns das Vergnügen gemacht, einmal mit auf dem Carneval umherzufahren, und Blumensträuße und Gipskugeln mit den Begegnenden einzutauschen. Rahl und Herwegh saßen im Fond, ich auf dem Rücksitze, und statt einer vierten Person stand ein gewaltiger Korb mit Gipskugeln uns zur Hand. Alle leeren Räume waren mit Blumensträußchen angefüllt, die wir von Zeit zu

Zeit wieder complettirten. Die Wagen fahren in dem engen Corso zu beiden Seiten neben einander her, so daß sie sich beständig begegnen, und wenn ihrer viele sind, so müssen sie bald hier, bald dort in die Nebenstraßen einbiegen, die dann auch sogleich mit improvisirten Balkonen versehen werden, welche sich mit Neugierigen und Theilnehmenden füllen. Anfangs, als wir kaum in den Corso eingebogen waren, schien es uns Neulingen ziemlich unbegreiflich, wie man bei solch einfachem Getändel, als Blumen- und Gipswerfen, nur einigermaßen in Eifer gerathen könne. Allein nun sieht man bald hier, bald dort ein wunderniedliches Gesicht, aus dem ein Paar schwarze Augen hervorblitzen, die man gerne einmal auf sich lenken mögte. Man sucht ein recht niedliches Blumensträußchen hervor, und wirft es der Schönen zu, die es laut klatschend auffängt, und mit einem andern aus ihrem Vorrathe beantwortet, das natürlich mit dem lebhaftesten Interesse entgegengenommen wird. Nun regnet es aus allen Fenstern, von allen Balkonen mit Blumensträußen auf den Wagen herab, und man hat alle Hände voll zu thun, um hier aufzufangen, dort zu entgegnen, während der Wagen in lang-

samem Schritte vorüberzieht. Ich habe vor, Dir noch einen besonderen Brief über die Römerinnen zu schreiben, wenn ich erst nähere Bekanntschaft mit ihnen gemacht haben werde. Für jetzt kann ich Dir nur sagen, daß es die schönsten Weiber sind, die ich noch sah, und daß mich nichts mehr entzückt, als die freie Naivität, mit der sie sich ihrer Freude überlassen. Man hat ihnen noch nicht angebildet, sich ihres Lachens zu schämen und die Freude, die sie empfinden, in ihren Gesichtszügen zu unterdrücken, und sie haben auch noch nicht gelernt, ihre vollen freien Bewegungen einzuschränken, und die Decenz derselben mit an den Leib gezogenen Ellenbogen zu wahren. Sie rufen Dir zu mit neckendem Hohne, wenn es ihnen geglückt ist, Dich mit einem Sträußchen im Gesichte zu treffen. Eine ganze Gesellschaft bricht in lautes Lachen aus, wenn Dir irgend ein scherzhafter Unfall begegnet, oder Du durch eine komische Geberde ihre Lust anregst.

Allein der Wagen geht unaufhaltsam weiter, und plötzlich regnet auf Dich eine Menge erbsgroßer Kügelchen herab, die überall weiße Flecken hinterlassen und auch gar nicht angenehm prikeln, wenn sie die nackten Stellen des Gesichtes treffen. Bald

lernt man sich dann vorsehen, und die gestielten Drahtnetze, die man in der linken Hand hält, zur rechten Zeit vor die Augen bringen, wenn ein solcher Angriff droht. Es ist ein Wagen mit Männern besetzt, die uns in dieser Weise begrüßen, und denen man eben so kräftig zu antworten sucht.

So geht es denn unter beständigem heiterem Spiel und Scherz den Corso hinauf, und an der anderen Seite wieder hinab, und je länger man Theil nimmt, desto lebhafter wird die Anregung, desto mehr wird man absorbirt, und desto mehr freut man sich in der allgemeinen Freude. Wunderbar ist der Anstand, die Leichtigkeit, ich mögte sagen, die Liebenswürdigkeit, mit welcher sich dieses Volk einer Belustigung hingibt, die doch so leicht ausarten könnte. Alles bewegt sich bunt durch einander, neckt sich mit Gipskügelchen, höhnt sich aus mit spitzigen Worten, ohne daß jemals ein Streit entstünde, oder die geringste Rohheit begangen würde. Du siehst auch keine Polizei, welche überhaupt nur dazu in der Welt vorhanden ist, um Unordnungen anzuzetteln. Nur an den Straßenecken halten einige Reiter, welche die Wagen in das richtige Geleise einweisen. Kurz Du kannst Dich hier recht über-

zeugen, daß die Oeffentlichkeit das Element dies Volkes ist, und daß die Ungebundenheit, die Freiheit ihm eine gewohnte Sache ist, die durch ein allgemeines Anstandsgefühl geregelt wird, ohne deshalb in das Steife und Eckige überzugehen. Darum ist es auch Grundsatz, daß der Carneval keine Erinnerung läßt, und daß Alles, was in diesen Tagen geschieht, so wie es Eingebung des Momentes war, auch mit demselben vorüberrauscht. Jede Schöne empfängt die Huldigung, die Du in Blicken, Worten und Geberden ihr zutheilen magst, und erwiedert sie in derselben neckischen Weise, ohne daß Du darauf eine Folgerung für weiteres Glück bauen könntest. Es ist in diesen Tagen, als kenne man in Rom von der Liebe nur, wie Goethe sich ausdrückt, den himmlischen Anfang, ohne den leiblichen Fortgang und das fleischliche Ende.

Unter diesem neckischen Humor, dieser leichten Grazie macht nur ein Volk in dem Carneval eine Ausnahme, die aber nur um so roher und gewaltthätiger erscheint. Das wirft mit Gipskügelchen, wie wenn es Plumpudding wäre, und verschleudert Blumensträuße, wie wenn es mit Hammelskeulen zu thun hätte. Ich kann Dir nicht sagen, wie ich

über diese Engländer erbittert war, die aus der gefälligen Neckerei eine plumpe Gemeinheit machten, und meinten, den Grad ihres Vergnügens nach den Scheffeln von Gipskügelchen messen zu können, die sie auf das Volk herunterwarfen. Schon in den ersten Tagen war uns ein Balkon aufgefallen, der so hoch war, daß man von den Wagen aus ihn nicht erreichen konnte, und unter welchem sich ein wahrer Berg von Gipskügelchen auf der Straße aufgehäuft hatte. Er war von einem reichen Lord besetzt, dessen Namen mir auch genannt wurde, und der nebst einigen liebenswürdigen Landsmänninen die Freuden des Carnevals in seiner Art genoß. Gallonirte Bedienten schleppten beständig große Körbe mit Gipskügelchen hinauf, und diese Zierden Altenglands hatten große Blechschaufeln, deren Inhalt sie von Oben herab über die vorbeiziehenden Wagen ausgossen. Die allgemeine Entrüstung, welche dies rohe Benehmen erregen mußte, schien das wesentliche Moment ihrer Freude zu sein. Wir konnten das nicht länger mit ansehen. Ein Haufe von jungen Malern, dem wir uns anschlossen, verproviantirte sich gehörig mit Apfelsinen, Eiern und nußgroßen Gipskugeln und begann nun ein förmliches Bom=

bardement gegen die Insulaner, die sich anfangs wacker hielten, bald aber zu schmählichem Rückzuge gezwungen wurden. Ein nicht allzu frisches Ei hatte den Hut einer alten verknöcherten Lady getroffen, und seine Lordschaft eine Apfelsine in das Gesicht erhalten, die einige Nachwirkung zu hinterlassen schien; denn an den folgenden Tagen war der Balkon leer, oder begnügte sich mit unthätigem Zuschauen.

Heute bei unserem Umherfahren begegnete uns ein ähnliches Abenteuer, das wir noch lange herzlich belachten, zumal da es gewissermaßen eine Erinnerung an unsere Jugendjahre auffrischte, wo wir es im Werfen und anderen Leibesübungen dieser Art zu einiger Fertigkeit gebracht hatten. Wir waren schon einmal einem Wagen begegnet, in welchem eine lange Gestalt mit einer himmelblauen Halsbinde, deren Breite einen Fuß alten Maßes betragen mogte, zwischen zwei ungeheuren Körben mit Gipskügelchen verschanzt stand. Der Engländer, denn es mußte ein Engländer sein, hatte sich eine große Drahtmaske vor das Gesicht gebunden und trotzte damit allen Angriffen, während er besonders die Frauen mit seinen Projectilen überschüttete, die nur aus Gipskugeln bestanden, denn Blumensträußchen hatte er

nicht. Als wir zum zweiten Male diesem Individuum nahten, bot uns zufällig ein Blumenverkäufer ein Körbchen, in welchem sich eine ungeheure straussartige Masse befand, die aus Kohlblättern, Brennesseln und einigen dicken Salatstrünken zusammengebunden, und zur Vermehrung ihrer Schwere reichlich mit Wasser befeuchtet war. „Da hast Du einen Blumenstrauß, sagte Rahl, den Du dem unverschämten Engländer dort schenken kannst. Er hat ja doch keinen!“ Mit beifälligem Nicken legte ich mir das Kraut handgerecht, während ich zu größerer Sicherheit das eine Knie auf den Wagensitz stemmte, und die Maske ablegte, um beide Hände frei zu haben. Jetzt waren wir ihm gegenüber, und in dem Augenblicke, wo er sich seitwärts bog, um eine Schaufel voll Gipskugeln auf einige vorübergehende Römerinnen zu entleeren, traf ihn der wohlgezielte Wurf auf die himmelblaue Halsbinde und die Seite des Backens. Wie vom Blitze gerührt, stürzte das lange Individuum unter dem klatschenden Wurfe zusammen, richtete sich dann auf, und wollte voller Entrüstung aus dem Wagen springen, um sich an seinen Angreifern zu rächen. Wir aber schwenkten mit lautem Hurrah unsere Hüte, das Volk umher klatschte

jauchzend in die Hände, und die Pferde zogen, von dem plötzlichen Jubel erschreckt, lebhafter an, so daß wir bald einander aus dem Gesichte waren. Aber der Dank entging uns nicht. Denn als wir später noch einmal an derselben Stelle vorüberkamen, erkannten uns die Umstehenden auf den Balkonen, und unter wiederholtem Bravorufe wurden wir mit Blumen und Zuckerzeug überschüttet.

Den 11. Februar.

Das Wetter ist fast anhaltend nebelig und kalt, so daß wir gezwungen sind, derZeit unsere Excursionen abzustehlen. Doch konnten wir gestern einen herrlichen Abend benutzen, um auf den Monte Mario hinaufzusteigen und von dort aus den Sonnenuntergang zu genießen. Der Zutritt zu der halbverfallenen Villa wird zwar eigentlich nur gegen Vorzeigung einer Karte des Besitzers gestattet, allein ein Paar gute Worte und die Aussicht auf einige Pauls bewogen doch die hübsche

Beschließerin, uns ohne weiteres einzulassen. Doch bat sie recht beweglich, uns an dem Rande des Hügels zu halten, und nicht weiter in den Park hineinzugehn, da wir sonst leicht dem Herrn begegnen könnten. Den sahen wir nun freilich nicht, wohl aber kam in der Abenddämmerung, als wir uns eben zurückzogen, ein spitzer Hut und eine Kapuze aus dem Walde hervor, deren allzugroße Ungeduld die Beschließerin zu beklagen schien. Könnte ich nur fließender italiänisch sprechen! Eine Concurrenz mit dem geistlichen Herrn hätte vielleicht ihre besondere Reize gehabt! Ich hätte ja Landschaftsmaler werden, und alle Tage den Sonnenuntergang von dem Monte Mario aus studiren können!

Ich habe wieder vergessen, ob der Monte Mario ein Paar Fuß höher oder tiefer liegt, als die Spitze der Kuppel der St. Peterskirche. Dies thut der Aussicht nichts zu und nichts ab. Du magst hinkommen, wohin Du willst, auf die Höhen der Villa Pamfili, der Villa Ludovisi, des Monte Pincio, — überall empfangen Dich entzückende Aussichten, bald nach dem Albanergebirg, bald nach der Campagna, bald wieder über die ewige Stadt selbst. Nirgends aber vereinigt sich Alles in einem so großartigen

Gemälde, nirgends erfaßt man so mit einem Blicke die ganze Bedeutung der Lage Roms, als von diesem erhabenen Punkte aus, der die ganze Stadt beherrscht und übersehen läßt. Zu Deinen Füßen liegt das neue Rom mit seinem großartigsten Monumente, dem St. Peter, dessen colossale Kuppel sich über die niederen Häussermassen erhebt, wie ein gewaltiger Riese unter kleinen Zwergen. Die spitzen Thürmchen des Lateran, der Santa Maria Maggiore bilden auf der einen Seite, die altersgrauen Massen des Colosseums und des Forums auf der andern die Umgrenzung der Stadt. Ueber die Ebene ziehen nach allen Weltgegenden die Linien der Wasserleitungen und Aquäducte, welche die Stadt gleich riesigen Armen nach dem Gebirge streckt, um von dort aus sich den kühlen Trunk zu holen, der in allen Straßen Roms reichlich quillt. Die ganze Ausdehnung der Campagna liegt vor Deinem Blicke: denn zur Rechten im Westen sinkt die Sonne in das Meer, das als glänzender Streif an dem Horizonte sich hinzieht, und auf der anderen Seite schweift der Blick bis zu Soracte und zu den schneebedeckten Höhen der Lionessa, die durch die Schluchten des Sabinergebirges herüberdräut.

Der Sonnenuntergang war herrlich. Die Campagna glühte in einem Lichte, wie ich es nie gesehen und der Himmel hatte Farben, deren grelle Zusammenstellung uns fast unnatürlich erscheinen mußte, da wir gewohnt sind, Alles durch eine vermittelnde Schicht grauen Dunstes zu erblicken. „Hier mußte die eigentliche historische Malerei geboren werden, sagte Herwegh, nachdem wir eine lange Zeit stumm unsere Augen geweidet hatten. Die strengen Linien dieser Gebirge, die Todesstille der öden Campagna mit ihren Ruinen und der dumpfen Luft, die auf ihr lastet, und dieser Himmel darüber, der in allen Farben des höchsten Glanzes erglüht, das bildet ja schon für sich allein ein historisches Gemälde, in dem alle Vergangenheit und Zukunft der Menschheit aufgezeichnet sind, und wo man nur einzelne Figuren einzusetzen braucht, um die speciellen Begebenheiten einzuzeichnen." „Sie haben wohl Recht," antwortete Willers, indem er sich langsam den Bart strich, und noch einen Blick auf das Gebirge warf, das die letzten Strahlen der scheinenden Sonne sammelte; „Sie haben wohl Recht! aber einen großen Bogen Papier müßte doch der haben, der das Albanergebirge genau so in seinen Linien zeichnen wollte

wie es wirklich ist.“ Das warf uns denn wieder aus dem historisch elegischen Ton, den Herwegh angestimmt hatte, in die fröhliche Stimmung des Carnevals zurück, und als wir am Abend, in der Kneipe zu den tre latrone bei einem Glase Orvieto saßen, merkte uns Niemand an, daß wir heute auch ein Stück Weltgeschichte mit durchgelebt hatten.

Den 12. Februar.

Die Einförmigkeit ermüdet, und es bedarf der Contraste, um sich in diesem Leben des ankommenden Fremden in Rom die Sinne frisch und wach zu erhalten. Deshalb auch haben wir als unverbrüchliche Regel festgesetzt, daß wir Nachmittags weder Gemälde noch Statuen mehr ansehen wollen, wenn wir den Morgen der Kunst gewidmet hatten, und selbst in diesen Betrachtungen suchen wir uns so viel als möglich jene Abwechslung zu verschaffen, welche die Uebermüdung verhüte. Heute fuhren wir zuerst nach der Farnesina und sodann nach St.

Pietro in vinculis, wo der kolossale Moses des Michel Angelo aufgestellt ist.

Es ist wirklich merkwürdig, daß das schönste Gedicht, welches Raphael in seinem Leben verfertigt, die Geschichte von Amor und Psyche an der Decke des Gartensaales der Farnesina, im Allgemeinen am wenigsten berücksichtigt wird, und daß es schwer hält, gute Kupferstiche davon sich zu verschaffen. Die sinnige Anordnung, womit die beiden großen Deckengemälde, das Gericht und das Gastmahl der Götter darstellend, verbunden sind mit den kleineren Scenen, die in den Zwickeln der seitlichen Gewölbe sich befinden, diese Anordnung ist nur ein geringes Verdienst gegenüber den herrlichen Compositionen, die in lieblicher Reihe das anmuthige Mährchen uns versinnlichen. Rahls Lieblingsbild befindet sich in dem einen Sockel, wo Papa Jupiter mit übereinandergeschlagenen Beinen und dem gutmüthigsten Gesichte von der Welt den lieben Jungen, den Amor am Kopfe gefaßt hat, und ihm einen recht saftigen Schmatz auf den Backen drückt, wobei dem Alten vor lauter Rührung die Thränen in den grauen Bart rollen. Amor steht so gutmüthig dumm da, und läßt die Arme an dem Leibe herunterhangen, als könne er nicht drei zählen.

Aber neben diesem gutmüthigen Vertrauen, mit dem er sich ganz geduldig abschmatzen läßt, sieht man doch ein schalkhaftes Lächeln in seinen Zügen, das sogleich zeigt, er seie sich seiner Ueberlegenheit über Papa Jupiter recht wohl bewußt. Ich kann Dir die Bilder nicht alle hernennen, die so die einzelnen Begebenheiten des Mährchens darstellen. Ich kann Dir auch nicht alle die kleinen Liebesgötter beschreiben, die in den possirlichsten Stellungen zwischen den Sockeln des Gewölbes sich herumtreiben, und mit den verschiedenen Attributen der Götter und Helden, mit den Thieren des Wassers und des Landes ihr loses Spiel treiben. Dort schleppen zwei dieser Schalksknechte mit gewaltiger Anstrengung die Keule des Herkules, hier flieht Einer davon mit dem Hammer und der Zange des lahmen Vulkan, während ein Dritter die Rosse des Neptun zu wilder Flucht spornt. Und nun gar der Hochzeitsschmaus! Wie erschallt da das unauslöschliche Göttergelächter! Wie gibt sich Alles einer ungestörten Freude hin, und wie scherzen Götter und Göttinnen unter einander, während der junge Ehemann Amor offenbar verlegen ist und Frau Psyche verschämt bis über die Ohren erröthet

Neptun dem Wassermanne ist offenbar der Nectar etwas zu Kopfe gestiegen, und er erlaubt sich Freiheiten gegen seine Gemahlin Amphitrite, die sich allerdings nur durch den Zustand entschuldigen lassen, in welchem er sich eben befindet.

Doch ich kann Dir dies Alles nicht beschreiben; auch von dem Triumphe der Galathee, der in dem daran stoßenden Zimmer sich befindet, mag ich Dir nichts Näheres sagen, da Du Beschreibungen und Kupferstiche überall in Menge findest. Aber das ist mir und uns Allen, die wir damals in der Farnesina waren, klar geworden, daß Raphael den Gipfelpunkt der Kunst nicht in den Madonnen, nicht in der Disputa, und nicht in all jenen anderen berühmten Werken dieser Art erreicht hat, sondern vielmehr in den herrlichen Schöpfungen, denen er sich hingeben konnte, wenn er von den Fesseln des Christenthumes befreit war. Ich begreife warlich nicht, wie man Angesichts aller dieser Schöpfungen noch behaupten mag, daß das Christenthum es sei, welches in dem Katholicismus der Kunst einen neuen Hebel in die Hand gegeben habe. So lange Raphael und Michel Angelo noch christlich waren, und den christlichen Typus in der Kunst einiger=

maßen fest hielten, klebte ihnen auch eine gewisse Langweile, Aengstlichkeit, mit einem Worte jene christliche Demuth an, die alles Vorragende zu Grunde richtet und niederbeugt. Erst als sie Heiden wurden, und den Glauben mit all seinen Typen und Verzerrungen hinter sich warfen, erst dann wurden sie, was sie sind und für alle Zeiten bleiben werden. Was ist denn die christliche Kunst anders, als eine Darstellung jener verzerrten Züge, welche der Glaube dem rein Menschlichen aufdrückt? Was ist sie anders, als eine Verhäßlichung des menschlichen Ideals, das sie zerknirschen und mit allen möglichen Flecken des Körpers und des Geistes beladen muß, um den Contrast herauszubringen, den das Göttliche diesem Menschlichen gegenüber haben soll? Worin liegt denn dieser christliche Typus, als eben in der Unterdrückung des Sinnlichen, das den Menschen erst schön macht, und wenn die Schönheit das letzte Ziel der Kunst sein soll, ist dann nicht das Christenthum der lebendige Gegensatz aller Kunst, eben weil sein Zweck ist, das Sinnliche zu ertödten? —

Aber ich will mich in keine längere Discussion solcher Dinge einlassen, die jedem klar werden müssen,

der mit unverfälschtem Sinne die Kunstgeschichte betrachtet und sieht, wie die Einführung des Christenthumes die antike Kunst zurückschleuderte, um an deren Stelle eine Menge ungenießbarer Typen zu setzen, und wie erst nach und nach mit gewaltigem Ringen die Kunst sich aus diesen Fesseln befreien mußte, welche ihr die Barbarei des Glaubens geschlagen hatte. Wir haben nun Kirchen und Gallerien wiederholt angeschaut und durchlaufen, und ich habe mich stets mehr und mehr gelangweilt an all diesen christlichen Schildereien, womit der Glaube seine Kirchen und Kapellen ausstaffirte. Ich habe mich gelangweilt an diesen typischen Gestalten mit langen Gesichtern, an diesen Weibern, die keine Kinder gebären, und diesen Männern, die keine zeugen können.

Die Statue des Moses, welche in der kleinen unansehnlichen Kirche von St. Pietro in vinculis sich befindet, hat mir mehr Eindruck gemacht, als der ganze Vatican mit all seinen Göttern, den Apollo von Belvedere und den olympischen Jupiter nicht ausgenommen. Die riesige, von einem weiten Mantel umwallte Gestalt ruht sitzend, während sie mit der einen Hand sich auf die Gesetztafeln lehnt, und mit der andern in den Locken des langen Bartes

spielt, die bis über den Gürtel herabwallen. Es liegt eine furchtbare Kraft in diesen eisernen Zügen, und man fühlt es wohl, daß eine solche übermenschliche Gestalt dazu gehörte, um ein durch Knechtschaft entartetes feiges Volk zur Selbstständigkeit zu ermannen. Es ist die erste und die einzige Statue, die mir Leben und innere Lebenskraft zu haben schien. Es ist die einzige, bei welcher ich vergessen konnte, daß ich einen Marmor vor mir hatte. Die Gestalten, welche ich auf Gemälden gesehen habe, bleiben mir meist so lebhaft in dem Gedächtnisse eingeprägt, daß ich nur die Augen zu schließen brauche, um sie in Farben vor mir zu sehen. Bei Statuen ist mir das Gleiche nur bei dem Moses begegnet. In der verflossenen Nacht mischte sich sogar diese strenge ernste Gestalt auf wunderbare Weise in die Göttersammlung der Farnesina, die mich im Traume beschäftigte. Sie hatte sich zu dem Gastmahle an die Stelle des Jupiter gesetzt, und die übrigen Götter schienen die Verwechslung gar nicht zu gewahren, sondern mit ihrem Genossen zu verkehren, wie wenn er dorthin gehöre. Allmählig glätteten sich auch die Falten des Gesichtes; der strenge Ausdruck des Auges verlor sich, und die beiden Amoretten, welche

die Keule des Herkules schleppen, schlupften in den langen Bart, bemächtigten sich der wallenden Locken, und schlugen damit, wie mit Plumpsäcken, auf Amor und Psyche los, deren Verlegenheit durch solch neckisches Beginnen nur um so größer wurde. Ich weiß nicht, was noch weiter aus dem phantastischen Traumbilde geworden wäre. Es verschwand unter anderen, und nur die Erinnerung blieb mir, welche ich Dir hier aufzeichne.

Den 16. Februar.

Senza moccolo! Kennst Du den Zauberruf, der ganz Rom auf die Straßen lockt, und der uns mit all seiner Begleitung seit vorgestern in dem Kopfe summt? **Senza moccolo**! Wer das nicht gehört hat, und zwar aus römischen Kehlen gehört hat, der begebe sich getrost auf die Reise, und fahre Tag und Nacht, bis er, wie jener Engländer an dem Mont blanc, so an dem letzten Carnevalstage in Rom ankommt, wo er auf dem Corso den Abend

zubringen kann, beschäftigt mit Ausblasen und Anzünden von Lichtern und umschwirrt von dem tausendstimmigen Rufe: Senza moccolo! Goethe hat allen Deutschen schon erzählt, daß der Carneval mit einem solchen Spiele endigt, und daß das Geschrei, die Hitze, das Gedränge auf dem Corso an diesem Abend ganz unerträglich sei. „Als ihr das letzte Mal fuhrt, sagte Rahl, seid ihr bei dem Blumenwerfen schon in Eifer gerathen, drum bitte ich Euch, zieht heute eure schlechtesten Röcke an, denn ohne einige abgerissene Schöße werdet ihr nicht davon kommen Als ich das erste Mal den Moccolo-Abend mitmachte sah ich am Ende aus, wie ein Mensch, der von Straßenräubern überfallen, oder in einer Katzbalgerei arg mißhandelt worden ist.“

Ich habe Dir, glaube ich, schon gesagt, daß die Römerinnen die schönsten Weiber der Welt sind, so weit wenigstens meine Beobachtungen reichen, die sich noch nicht auf andere Welttheile, als Europa, erstrecken. Die Römerinnen haben Alle etwas Großartiges, Majestätisches in Gesicht und Haltung. Es sind volle kräftige Frauen mit schwarzen Haaren und Augen und wenn Du mir sagst, daß ihre Hände und Füße nicht so klein und niedlich sind, als die-

jenigen der Pariserinnen, so gebe ich Dir vollkommen Recht, antworte aber, daß dies auch nicht nöthig scheine, da sie doch in vollem Verhältniß zu den Formen des Körpers stehen. Unsere römischen Freunde behaupten: die Römerinnen seien kalt, und ich will ihnen nicht widersprechen mit meiner kurzen Erfahrung von 14 Tagen. Aber daß ihre Augen nicht kalt sind, sondern Flammen sprühen, und ihr Mienenspiel, ihre Geberden an Lebhaftigkeit unerreicht sind, das kann ich behaupten. Glaube nicht, daß ich deshalb sagen wollte, alle Römerinnen seien unbedingt schön zu nennen. Die Schönheit will überall gesucht sein, warum nicht auch hier? Es fragt sich nur, wo man sie leichter findet. Aber jene glatten Alltagsgesichter findet man nicht, die zwar zwei Backen, einen Mund, und was sonst etwa noch zu einem Gesichte gehören kann, aufzuzeigen haben, wo man aber vergebens die Prägung irgend eines Characters in den Zügen sucht. Ein jedes römische Gesicht trägt seine Leidenschaften und Apathieen, seine Tugenden und Laster offen in seinen Zügen umher, und für denjenigen, der sich für Physiognomik interessirt, bietet Rom das reichste Feld, weil es das sicherste ist.

Es sind die Weiber, Freund, welche die Race erhalten, die in Körper und Geist den Typus des Volksstammes am längsten bewahren, und darum gleichsam den Spiegel der Zukunft und der Vergangenheit bilden, die einem Volke beschieden sind. Du wirst wohl schon oft Bemerkungen gemacht haben über das Mißverhältniß, welches in manchen Volksstämmen zwischen Männern und Weibern existirt, wie dort das männliche, hier das weibliche Geschlecht hinter dem andern an körperlicher Schönheit, wie an geistiger Ausbildung zurücksteht. Dies Verhältniß zwischen den beiden Geschlechtern ist es gerade, aus dem man Vergangenheit und Zukunft erschließen kann. Gutes und Schlechtes, Fortschritt und Rückschritt wird zuerst von dem Manne angenommen, und geht von diesem auf das Weib über, dessen conservative Natur nur weit allmähliger den fremden Einflüssen nachgibt. Da aber die Stufe geistiger Cultur, die ein Volk einnimmt, sich nicht nur in seiner Körperbildung reflectirt, sondern geradezu von derselben abhängt, so ist es leicht erklärlich, daß in einer aufstrebenden Nation, die im Fortschritte begriffen ist, die Männer, in einer sinkenden dagegen die Weiber den Vorzug der Körperschönheit und

der intellectuellen Fähigkeiten in Anspruch nehmen können. Findest Du einen Volksstamm, der schöne Weiber, aber im Durchschnitte häßliche, schlecht gebildete Männer hat, so kannst Du mit Sicherheit behaupten, daß derselbe schon längst seinen Culminationspunkt überschritten hat, und dem Untergange entgegengeht.

Wie schlagend findest Du diese Wahrheit in Rom bestätigt. In jeder Bewegung, jeder Stellung dieser Weiber tritt Dir etwas Großartiges, Imponirendes entgegen, daß Dir, ich will gerade nicht sagen Ehrfurcht, aber doch ein ähnliches Gefühl abnöthigt. Wäre mir das Wort plastisch nicht zum Ekel (ich habe einmal von sehr gelehrten Männern behaupten hören, in W. von Humboldt's Werk über die Kawi-Sprache herrsche eine sehr plastische Ausdrucksweise) wäre mir das Wort nicht zum Ekel, ich würde sagen: die Römerinnen seien in allen ihren Bewegungen durchaus plastisch.

Nun stelle Dir diese herrlichen Weiber vor in schönen Kostümen, welche besonders die vollen breiten Schultern, den herrlich geformten Nacken und Hals hervorheben, wie sie ihr angezündetes Moccolo gegen die Angriffe Derer vertheidigen, die es auszu-

löschen streben. Das Lichtchen hoch in die Höhe haltend, suchen sie mit der andern Hand die Angreifer abzuwehren, während ihre spottenden Lippen das Feldgeschrei: Senza moccolo! ihnen entgegenrufen. In dem Verlaufe weniger Augenblicke hast Du hier eine Reihe von Bildern, Gruppen, und lebhaft bewegten Scenen, die keine Beschreibung wiedergeben, kein Pinsel versinnlichen kann. Dort zieht langsamen Schrittes ein Wagen hin mit einem halben Dutzend der schönsten Römerinnen besetzt, und zum Ueberfluße noch vertheidigt von einem Paar handfester Burschen, welche mit Plumpsäcken dem Angriffe wehren. Hell flackern die Lichtchen, welche die Schönen in die Höhe halten und höhnend fordert der Ausruf: Senza moccolo! die Umstehenden auf, die Festung zu stürmen und ihren Glanz zu löschen. Ein dichter Knäuel umgibt den Wagen. An den Rädern klettert man hinauf, den hinteren Sitz sucht man zu ersteigen und erntet bei solchen Versuchen Püffe in Menge, welche unter stetem Lachen und Scherzen auf das Freigebigste ausgetheilt werden. Muthwillig lassen die Schönen das fliessende Wachs ihrer Kerzen auf Hände, Kleider und Hüte der Angreifenden herabtropfen, sie fahren ihnen

mit den brennenden Kerzen in das Gesicht, und je besser einer abgeführt ist, desto lebhafter ist der Triumph, der zuweilen nur durch ein halb mitleidiges halb spöttisches „oh! poveretto!“ unterbrochen wird. Die Angreifer ändern nun ihre Taktik. Alte Schnupftücher werden an lange Stöcke gebunden, von den Balkonen, aus den Fenstern herab werden lange Rohre geschwungen, die solche Fahnen tragen, und mit welchen man die Lichter in den Wagen auszulöschen sucht. Die Angegriffenen aber haben scharfe Hacken, womit sie die Tücher zerreißen, starke Stöcke zum Zerhauen der Rohre, und wenn es auch hier und da gelingt, ein Lichtchen auszulöschen, so ist der Nachbar in dem Wagen stets bei der Hand, um den Unfall zu verbessern, und den alten Glanz wiederherzustellen. Gelingt es aber nach unsäglichen Anstrengungen endlich die Lichter eines Wagens zu verlöschen, dann klascht Alles in die Hände, lautes Bravorufen erschallt, den Ausgelöschten wird ein Rübchen geschabt, oder, ein Rest antiker Sitte, das Hahnreizeichen gemacht, und das Hohngeschrei: Senza moccolo! pflanzt sich tausendstimmig über den Corso hinaus fort.

Die Beleuchtung der Straße durch dieses tolle

Spiel kann durch officielle Illuminationen nicht im Entferntesten nachgeahmt, geschweige denn erreicht werden. All diese Millionen Lichter sind in beständiger Bewegung, flackern dort auf, verlöschen hier wieder, und so ist steter Wechsel bei bleibendem Gesammteindrucke der wesentliche Character dieses Moccoloabends. Uns war es gegangen, wie Rahl prophezeit hatte. Wir waren in eine völlige Ausgelassenheit hineingerathen, und ein Wagen voll Jägerinnen, auf dem sich das schönste Mädchen befand, welches ich in Rom sah, hatte unserer Besonnenheit den letzten Stoß versetzt. Erst am andern Morgen, als wir uns betrachteten, konnten wir uns wundern über die Tollheit, mit der auch wir angesteckt worden waren. Blaue Flecken und Schrammen trugen wir in Menge davon, unsere Hüte waren vollkommen demolirt, unsere Röcke so zerrissen, daß wir zwei Tage lang im Frack umhergehen mußten, aber hatten wir dafür nicht die Satisfastion, — den schönen Jägerinnen die Lichter ausgeblasen zu haben?

Ich könnte Dir nun bei diesem Anlaß schon wieder von der Plumpheit und Rohheit der Engländer erzählen, die den Moccoloabend so eigent-

lich wie ein Vorvergnügen bei Kerzenbeleuchtung ansehen. Die Püffe sind ihnen die Hauptsache, das Auslöschen der Lichter nur eine nothwendige Folge eines gut ausgeführten Schlages. Trotz des vielen Drängens, trotz der Lebhaftigkeit, mit welcher das ganze Spiel geführt wird, bleibt es doch dem Italiäner ein bloses Spiel, das niemals in eine Rauferei oder gar Schlägerei ausartet. Nirgends habe ich ein Zeichen üblen Humors, niemals irgend eine gereizte Handlung erblicken können, welche zu fernerer Streitigkeit Veranlassung gegeben hätte. Das Anstandsgefühl, das auch der geringste Mann aus dem Volke besitzt, herrscht selbst in diesen Stunden der tollsten Ausgelassenheit, und niemals wird vergessen, daß der Scherz auch Scherz bleiben soll. Deshalb können sich denn auch die Italiäner nur schwer entschließen, den grämlichen Beefsteaks, die ihr Licht mit Fauststößen vertheidigen, einen Denkzettel anzuhängen. Es muß arg kommen, damit dies geschehe. Ich sah zwei junge Fante mit grauen Hüten und steifen Nacken, die mit ungemein hölzernen Gesichtern durch die Menge schritten und ihre Kerzen etwa gerade so trugen, wie ein gutgeschulter Bediente beim Voranleuchten in den

Speisesaal. Ein Mann in kurzer Jacke blies dem Einen das Licht aus, der augenblicklich mit einem Fauststoße auf den Magen antwortete, welcher den Mann zu Boden warf. Das war denn doch zu arg und ehe noch die beiden Inglese zur Besinnung kamen, lagen sie am Boden und waren weidlich abgeprügelt. Wir standen im Kreise und lachten, was den Einen so empörte, daß er mit geballten Fäusten auf uns losfuhr, aber doch bei genauerer Betrachtung unserer Individualitäten sich dann eines Besseren besann, und beschämt mit seinen Gesellen abzog.

Den 22. Februar.

Das tolle Leben des Carnevals ist nun verrauscht und Alles in sein gewöhnliches Geleise zurückgekehrt. Wir haben gestern einen schönen Tag benutzt, um mit zwei jüngeren Freunden und Schülern Rahl's einen Ausflug nach Tivoli zu machen. Noch bei dunkler Nacht fuhren die beiden Freunde vor

unserer Wohnung an und erst als wir schon eine Weile in der Campagna vorgerückt waren, begann es zu tagen. Der Nebel war so dicht, daß wir keine 20 Schritte vor uns sehen konnten. Bald hörten wir Hufschlag hinter uns und in Kurzem tauchte aus dem Nebel ein trottender Reiter hervor, der uns einen vergnügten guten Morgen bot, und um die Erlaubniß bat, uns ein Stück Wegs begleiten zu dürfen. Es war ein untersetzter stämmiger Mann, der trotz der Kälte seinen Mantel über den Sattelknopf geworfen hatte, und den offenbar das Bedürfniß, den einsamen Weg durch Unterhaltung zu würzen, an die Seite unserer Kutsche führte. Er sei aus dem Gebirge, erzählte er uns, einige Meilen hinter Subiaco zu Hause, habe Geschäfte in Rom gehabt, und kehre nun auf seinem Klepper nach der Heimath zurück. Sein Pferdchen sei ein ganz vortrefflicher Renner, was ihm erlaube, manchmal solche Excursionen zu machen, und wenn wir einmal kommen wollten, ihn zu besuchen, natürlich im Sommer, denn jetzt im Winter seie es zu unfreundlich dort oben, so werde er uns lauter solche Pferde verschaffen, damit wir bequem und schnell das Gebirge bereisen könnten. Nun sprach der Mann von

seinem Handel, seiner Viehzucht, von seiner Familie und seinen Verwandten, von der wilden Schönheit der Felsen und Wälder, die sein Dorf umgeben stets mit so gewandtem Ausdrucke und so offenem Sinne, daß ich wirklich mit Bewunderung seinem Gespräche zuhörte. Welcher Unterschied, dachte ich, zwischen diesem wohlhabenden Bauer und unseren Landbesitzern, die höchstens vom Preise des Kornes und von den Plackereien der Administrations- und Steuer-Beamten zu erzählen wissen! Mit welcher Leichtigkeit dieser schlichte Mann die Rede handhabte! Leichte Witze und Anspielungen wechselten mit dem natürlichsten Ausdrucke seiner Empfindungen, und ich hätte wahrlich unter der Unsumme von Räthen, aus der die Büreaukratie meines Vaterlandes zusammengesetzt ist, lange suchen können, um einen so angenehmen und würzigen Gesellschafter zu finden. Auf Wiedersehn in Tivoli! rief er uns ganz munter zu, indem er nach einem Meierhofe abbog, der in der Nähe lag. Der Nebel hatte sich allmählig gelichtet, und als wir in den ödesten Theil der Campagna einzogen, begünstigte uns die herrlichste Sonne. Welch öde Gegend! Ein schwefeliges Wasser schleicht langsam durch diese verpesteten

Thäler, über denen das Fieber und die Malaria schwebt. Grau und todt ist Alles, aber um desto frischer hebt sich aus dieser kahlen Ebene das Gebirg, an dessen Fuße die Villen und Häuser von Tivoli sich ausbreiten.

Wir wollten in der Malerkneipe an dem Tempel der Sibylla unser Absteigequartier nehmen, vorher aber noch im Vorbeigehn die Villa d'Este besuchen, deren Cypressen von allen Landschaftsmalern, die Rom je besucht haben, wenigstens einmal copirt worden sind. Unter diesen Cypressen, die wahrhaft colossal sind und eine herrliche Gruppe bilden, soll einer, freilich unrichtigen Sage zufolge, der Tasso einen Theil seines befreiten Jerusalem gedichtet baben. Die Cypressen selbst gehören zu der Zahl der „Huren," wie unsere deutschen Maler sie ziemlich unästhetisch nennen. Es gibt einige solcher auffallenden Bäume, Landhäuser und Vedutten, wie die Pinien der Villa Pamphili, mit denen jeder neue Ankömmling sich genauer bekannt macht, und die deshalb mit jenem unästethischen Collectivnamen bezeichnet werden.

Von dem oberen Theile der ganz verfallenen und verwilderten Gartenanlagen genießt man eine

herrliche Aussicht über die Campagna, aus der in der Ferne die Thürme von Rom hervorragen. Auch eine Nachbildung der antiken Monumente im Kleinen findet man auf einer Terrasse, die nebenbei im Zopfstyle ausgeschmückt ist, eine sonderbare Zusammenstellung!

Ich gebe Dir keine Beschreibung des Sibyllentempels, der Grotte des Neptun und des großen Wasserfalles des Anio, dem man durch einen Tunnel, welcher durch den Berg gegraben wurde, alle malerische Schönheit genommen hat. Der obligate Eselsritt um Tivoli herum im Angesicht der Cascatellen wird mir aber ewig im Gedächtniß bleiben. Wir waren wie Kinder, und unsere armen Thiere mußten es entgelten. In den holperigen Fußpfaden des Oelwaldes wurde galoppirt, wie wenn wir uns auf der ebensten Chaussee befänden, und unsere Esel waren bald so toll gemacht, daß sie über Stock und Steine ohne Aufhören mit uns davon rannten. So fuhren wir wie das wilde Heer in eine reitende Engländerfamilie, die uns entgegenkam, und deren Thiere ebenfalls von der bachantischen Tollheit ergriffen, mit lautem Geschrei sich unsern Rennern anschlossen. Das Rufen der Führer, der In-

grimm der Engländer, die Verzweiflung der Lady's, das Geschrei der Thiere, unser unbändiges Lachen gab einen wahren Hexensabbath, eine wilde Jagd, die eine Zeit lang über Dick und Dünn dahinbrauste, bis gänzliche Erschöpfung Thiere und Reiter zum Halten zwang. Wir warfen uns ins Gras und lachten, während die Engländer fluchend ihre Thiere umdrehten und von dannen zogen.

Ich glaubte übersättigt zu sein mit Wasserfällen, deren ich so viele in der Schweiz gesehen hatte. Die Cascatellen aber finden an Lieblichkeit ihres Gleichen wohl nicht in der ganzen Welt, und ich kann mir wohl vorstellen, wie man Tage lang ihnen gegenüber im Grase liegen und im dolce far niente seinen Gedanken nachhängen kann.

Den Nachmittag brachten wir in der Villa Adriana zu. Ungeheure Ruinen schlafen hier unter dem wuchernden Epheu, unter Pinien und Cypressen, die der Zufall umhergestreut hat, und deren Contrast in jedem Augenblick die herrlichsten Bilder bietet. Man weiß uns viel zu erzählen von der Pracht dieses Alterthumes, als es noch in seinem Glanze bestand. Ich mögte seine Ruinen nicht gegen diesen Glanz austauschen

Soll ich Dir noch sagen, wie sich die Campagna im Mondscheine ausnimmt? Wir sahen das zwar auf der Heimfahrt, allein die Eindrücke, die wir heute gesammelt, waren zu mannigfach, als daß ich sie Dir beschreiben könnte, und sie blieben nicht ungetrübt, weil wir uns sagen mußten, daß das Reich der Poesie bald enden und die Prosa des alltäglichen Lebens beginnen würde.

Den 25. Februar.

Du möchtest gerne Einiges von den neueren Künstlern, und dem Treiben derselben in Rom wissen? So leicht eine solche Frage zu stellen, so schwer ist sie zu beantworten, da man zumal in Rom den Maßstab für die Beurtheilung der neueren Kunstleistungen nicht mehr hat, den man an andern Orten anlegen kann. Man läuft durch die Ateliers und betrachtet sich all diese Genrebildchen und Veduten, über welche man den Verfertigern einige schmeichelhafte Worte sagen muß, während man den Kopf voll hat von

all den Meisterwerken, die man in den Gallerien des Papstes und der Großen kaum mehr als flüchtig hat betrachten können. Wie ist es da möglich, daß man nicht ungerecht werde, und dasjenige geringschätzig behandle, was fern von solchen Vorbildern unseren ungetheilten Beifall ernten würde? Und dann das Leben! Hat es nicht die harte Vergleichung zu bestehen mit dem Volksleben des Römers, mit der Oeffentlichkeit und Lebendigkeit, die dessen ganzes Treiben auszeichnet? Darf man da nicht von vornen herein erwarten, daß unser nordisches Stubenleben, die angeborne Aengstlichkeit, die uns der Oeffentlichkeit gegenüber anklebt, einen üblen Eindruck auf uns machen, und das gemüthliche Element verkennen lasse, welches vielleicht dennoch darin vorwaltet? Das sind Klippen, die um so schwerer zu vermeiden sind, als Jeder sein bescheiden Theilchen von Anerkennung verlangt und sich beleidigt fühlt, wenn es ihm versagt wird.

Die deutsche Künstlerwelt hat sich seit einem Jahre etwa einen Vereinigungspunkt geschaffen, indem sie in einem Palaste an dem Corso in der Nähe des Palazzo Sciarra ein großartiges Local gemiethet hat, das besonders für die Versammlungen

des Abends bestimmt und häufig besucht ist. Wenn Du aber erwartest, in dieser Gesellschaft einen freien Ton zu finden, jenen Humor, den man so oft als ausschließliches Eigenthum der Künstler will gelten lassen, so irrst Du gewaltig. Es hat sich der platteste berliner Gesellschaftston in diese Künstlerwelt eingeschlichen, und nur der Handwerksjargon, mit welchem sie von Kunstwerken, von Malerei und Sculptur sprechen, belehrt Dich, daß Du Dich nicht in einer Versammlung philiströser Commis befindest, die das Wenige von guten Sitten, das sie gelernt haben, in einer unerhörten Steifheit an den Mann bringen zu müssen glauben. Berlin hat auch, wie es scheint, den größten Antheil an dieser pilzartig aufgeschossenen Vegetation von Malern in Frack und Glacéehandschuhen, unter denen einige ärmliche Literaten und Philologen, die Handschriften vergleichen, den herrschenden Ton angeben. Man sieht, wie dieses Volk ohne Genie und meist von sehr geringem Talent abhängig ist von dem Zufalle, der ihm eine zahlende Beute in die Klauen führt, und wie alle industrielle Geschmeidigkeit, deren sie nur irgend fähig sind, nöthig ist, um ihre Existenz flott zu erhalten.

Es wurden während des Carnevals mehre kleine Maskenbälle veranstaltet, bei welchen die Wohlgezogenheit und Nüchternheit dieses größten Theiles der jüngeren Künstler in einer Weise hervortraten, die man höchstens nur in den kleinen Provinzialstädten wiederfindet. Die bedenklichsten Anordnungen waren getroffen, damit ja nicht durch Einführung einer zweideutigen Person der Herr Graf von so und so und der Herr Baron von dies und das in ihrer Würde könnten beleidigt werden. Ja sogar Mädchen aus Bürgersfamilien von Rom wurden beanstandet an diesem Bal paré Antheil nehmen zu können, dem nur die Honorationen angehören sollten, und so war es den Festordnern geglückt, einen solch ledernen Ton, eine solche Langweile über diesen Ball zu verbreiten, daß uns der Muth fehlte, einem zweiten beizuwohnen.

Wie schlimm es um den Geist aussehen möge, der unter der bezeichneten Künstlerfaction herrscht, kannst Du daraus entnehmen, daß früher in diesem Vereine ein Skizzenbuch aufgelegt war, welches, wie begreiflich, besonders zu lustigen Karrikaturen der Künstler auf sich selbst benutzt wurde. Ich habe dieses Karrikaturenbuch gesehen, und wahrhaftig die

darin karrikirten Personen waren mit so viel gutmüthigem Humor, so ohne alle Bissigkeit behandelt, daß es mir unbegreiflich ist, wie die Tonangeber beschließen konnten, es dürfe ein solches Skizzenbuch nicht mehr aufgelegt werden. Der Humor hat in der That keine Berechtigung mehr in dieser Künstlergeneration, und ich glaube, es bedarf nicht mehr, um nachzuweisen, daß sie sich selber den Stab gebrochen hat.

Von dieser Generation junger Künstler, von welcher sich Deutschland wahrlich nicht viel versprechen darf, unterscheiden sich nur einige junge, kräftige Naturen, die ihren eignen Weg gehen, und wenn auch nicht ohne Kampf, dennoch sich die Anerkennung errungen haben, die ihnen gebührt. Ich werde Dir hier nicht von den Meistern sprechen, die sich aus einer älteren Periode in unsere Zeit hinübergelebt haben, dem alten Reinhard, mit dem wir einige Mal zusammengetroffen sind, dem liebenswürdigen Riepenhausen, dem derben Wagner, sondern von einigen Jüngeren, die wohl zu wenig in Deutschland gekannt sind, und dennoch die Anerkennung der Mitwelt in hohem Grade verdienen.

Allen voran steht Rahl, in dem die alten Be-

nezianer wieder erstanden scheinen. Ich darf wohl sagen, daß ohne sein Atelier Rom für uns nur die Hälfte anziehender Kraft gehabt haben würde, die uns vier Wochen lang dort festhielt. Wie manches Stündchen habe ich dort zugebracht, sinnend vor einem lieblichen Frauenkopfe, den er „Esmeralda" getauft hatte und zuletzt „meine Geliebte" nannte, und habe seinen Debatten zugehört, womit er seine Entwürfe sich klar machte und kritisirte! Wie manche Stunde habe ich vor seinem Manfred gesessen, der damals an der Porta del popolo ausgestellt war, und trotz der kühnen Malerei den ungetheiltesten Beifall erntete! Rahl ist Maler im vollsten Sinne des Wortes, und ich kenne keinen Zeitgenossen, der ihm in Behandlung der Farbe auch nur entfernt an die Seite gestellt werden könnte. Darin gleicht er den alten Venezianern, die er auch vorzugsweise studirt, deren Behandlungsart er sich zu eigen gemacht hat. Jede seiner Compositionen bringt schon durch die Farbe allein ein wohlthuendes Gefühl hervor, da derselbe feine Sinn, der den Titian und den Paul Veronese leitete, auch unserem Freunde mitgetheilt scheint.

Die Compositionen Rahls haben mich eben so

sehr angesprochen, wie seine Behandlung der Farbe. Ueberall spricht sich eine ungezähmte Kraft, aber auch ein bewußtes Streben aus, das des Zieles klar ist, nach welchem es hinsteuert. Ueberall findest Du ein tiefes Studium mit freier Anschauung gepaart, und oft auch eine Tendenz, der freilich nur wenig Gelegenheit gegeben wurde, sich klar auszusprechen. Ich wünschte, ich könnte Dir zum Belege dessen, was ich gesagt, einige seiner Skizzen zeigen, die längst ausgeführt sein müßten, wenn unser Zeitalter noch Sinn für etwas Anderes, als Genrebilder hätte. Was hätte ich darum gegeben, jene Skizze ausgeführt zu besitzen, die den Odysseus darstellt, wie er bei den Phäaken weilend durch den Gesang das Demodokos zu Thränen gerührt wird, und auf die Frage des Königs die Geschichte seiner Irrfahrten zu erzählen beginnt. Auf der einen Seite sitzt Odysseus, das Gesicht mit dem Mantel verhüllend, der ihm von den nervigen Schultern fällt; gegenüber der Sänger in weißem Barte, dem der König mit einer Handbewegung Schweigen gebietet. Nausicaa, eine wahrhaft junonische Gestalt, lehnt sich auf den Sessel des Königs, und man sieht, daß sie es ist, die zuerst den Schmerz des Fremdlings bemerkt und

ihren Vater darauf aufmerksam gemacht hat. Die Skizze ist einfach, wie die Handlung, welche sie darstellt. Aber durch die hohe Säulenhalle, in welcher die Scene vor sich geht, blickt man hinaus auf das Meer, auf einen Tempel und in den hellen Himmel, aus dem ein Strahl jenes sonnigen Lichtes dringt, das in den Gesängen des alten Homer leuchtet. Alle Tinten sind hell, klar und doch so wohlthuend abgestuft, daß man die wärmende Sonne zu fühlen glaubt, ohne von ihren Strahlen geblendet zu werden. Man fühlt, daß nur unter solchem Himmel solche Menschen gedeihen, solche Thaten gesungen werden konnten. Je länger wir diese wunderbare Skizze betrachteten, je mehr wir uns in diese innige Poesie hinein lebten, welche in der Farbengebung derselben verwirklicht war, desto lebhafter drang sich in uns die Ueberzeugung auf, daß es nur der Ausführung dieses Entwurfes im Großen bedürfe, um Rahl unbestritten als den Meister unserer Zeit hinzustellen. Ich wenigstens kenne keinen Anderen, der ihm an die Seite gesetzt werden könnte, und daß ich richtig fühlte, bewies mir der Umstand, daß ich gerade zu seinem Atelier von überall her zurückkehren konnte,

und ohne Ermüdung seine Entwürfe und Gemälde mir stets wieder von Neuem betrachten konnte.

Das große Gemälde, welches Manfreds Einzug unter den Saracenen der Stadt Luceria in Appulien darstellt, ließ mich den Abstich recht erkennen, welcher zwischen dem schöpferischen Genie und dem wackeren Talente sich kund gibt. Es war zu gleicher Zeit ein Düsseldorfer Blatt aus der englischen Geschichte fertig geworden, die seit den Kindern Eduards eines der Steckenpferde der sentimentalen Malerschule geworden ist, aus welcher sie ihre Stoffe holen, sobald sie sich in grauenhafter Begeistrung befinden. Das Gemälde stellte Eduard, irgend einen Eduard dar, welcher die Bürger der Stadt Calais auf grausame Weise zum Tode verurtheilt, dann aber wieder höchst großmüthig begnadigt. Herr Eduard saß in einem weißen Kleide mit wüthendem Gesichte, etwa einem glotzenden Raubthiere gleich, auf dem Throne, und ihm zu Seiten standen einige Kunigunden, natürlich die Eine blond, die Andere braun, wie das so herkömmlich ist. Das meiste Licht muß ja auf die Hauptgruppe fallen, die deßhalb nach den Düsseldorfer Schablonen einige weiße Personen enthalten muß, welche mit olivengrünen,

kirschrothen und dunkelbraunen Gestalten eingefaßt werden. Deßhalb durften die Bürger von Calais auch nicht im Hemde, mit dem Stricke um den Hals erscheinen, was den ganzen Effect verdorben hätte, da die Hemden weiß sind, und was außerdem Anstands halber nicht geschehen durfte, da einige prüde Engländerinnen eine Rolle in der Geschichte spielen. So kommt denn ein olivengrüner, dunkelbrauner Zug von Rittern und Bürgern mit demüthigen Mienen, welche von einem braunrothen Scharfrichter erwartet werden, der natürlich kniet, damit man den König in seiner ganzen Größe sehen könne. Denke Dir nun dies Alles außerordentlich fleißig und sorgsam ausgeführt, recht gut gemalt und ausgearbeitet, und Du hast einen Begriff, welche Kunst man der Rahl'schen Originalität hier an die Seite setzen möchte.

Ich springe gleich zu einem Anderen über, den jetzt eine ganze Schule als ihr Haupt verehrt, ich meine nämlich Overbeck. Der Mann hat wahrlich unrecht gethan, daß er katholisch geworden ist; denn wenn ich je ein besseres protestantischeres Pfarrgesicht gesehen habe, als dieses, so will ich wahrlich Hans heißen. Man geht Sonntags zu Overbeck,

der in dem Palaste wohnt, welcher der so tragisch berühmt gewordenen Familie Cenci gehört. Man kommt in eine Art Salon, in welchem auf mehren Staffeleien Kompositionen, Cartons und Zeichnungen ausgestellt sind, die meist von sehr christlich aussehenden Personen betrachtet, und mit salbungsreicher Miene von dem Herrn Pfarrer Overbeck erklärt werden. Es war unhöflich genug von mir, aber ich konnte dem Manne nur eine stumme Verbeugung machen, und es wäre mir unmöglich gewesen, ein Sterbenswörtchen hervorzubringen, so schnürten mir der Anblick der Zeichnungen und die Erklärungen dazu die Brust zusammen. Diese Nazarener! Sie haben wahrhaftig aus einem kräftigen Menschen, der den Tod für seine Ueberzeugung litt, nach und nach einen ärmlichen Schneidergesellen herausgebracht, ohne Kraft und Saft, der überall ein Gesicht macht, wie ein Schaaf, das zur Schlachtbank geführt werden soll, und an dem nichts mehr übrig geblieben ist, als Knochen und Haut, die sie auch noch wegdestilliren mögten, wenn es nur irgend möglich wäre. Hätte ich etwas zu sagen in der christlichen Staatskirche, ich würde wahrhaftig diese Menschen der Verhöhnung anklagen, und sie demgemäß verfolgen.

Kannst Du es glauben, daß da noch ein großer Karton vorhanden war, auf dem ein Kopf mit gescheiteltem Haare und zweizipfeligem Barte über einer Brust aufgestellt war, die man links durch einen gewaltigen Schnitt geöffnet hatte, in dessen blutigem Hintergrunde ein Kartenherz mit einer Flamme darüber erschien! Und solcher Wahnsinn soll das gläubige Gemüth erheben und in seinem Glauben befestigen?

Overbeck zählt unter den römischen Künstlern nur wenige Schüler, wenn man gleich in mancher Hinsicht seinem künstlerischen Talente Gerechtigkeit widerfahren läßt. Die Nazarener können sich in der üppigen Natürlichkeit des römischen Lebens nicht wohl fühlen und es gehört auch wirklich eine verknöcherte und abgelebte Persönlichkeit dazu, um eine solche Richtung in der Kunst festhalten zu können. Deshalb haben sich die Nazarener nach Deutschland geflüchtet, wo sie von einzelnen Coterien zwar gehalten, von dem gesunderen Sinne aber doch verlassen worden sind. Mehre von ihnen, worunter namentlich Veit, haben noch in Rom Denkmale ihrer Wirksamkeit hinterlassen. Die Villa Massimi ist fast ganz von neueren deutschen

Künstlern in Fresco gemalt worden, und Herrn Veit ist besonders die Aufgabe zugefallen, in einem der Säle Dante's Paradies darzustellen. Dahin oder in die Kirche auf dem spanischen Platze mußt Du gehen, um Dir recht deutlich zu machen, welche unendliche Trockenheit und Langweile diese nazarenische Kunstschule in ein Gemälde zusammendrängen kann. Allein es geht hier gerade, wie in Frankfurt mit dem berühmten Triumph der Religion in den Künsten. Man braucht ein ganzes Buch, um eine solche Composition zu verstehen und die Beziehung kennen zu lernen, die ein jeder Wassertropfen, ein jedes Krümchen Erde zu der Idee des Ganzen haben soll, und vor lauter Lesen und Betrachten, Suchen und Stöbern nach Beziehungen und Allegorieen wird Einem am Ende so wüste im Kopfe, daß man Bild und Buch zum Teufel wünscht. Das fühlt denn auch die Masse der Gebildeten sehr wohl, die an solchen Gemälden auch trotz des berühmten Namens theilnahmlos vorübergeht, während einige wenige Frömmler und Pietisten sich vergebens abmühen durch lautes Geschrei und vielfache Anpreisung das Interesse für diese verschollene Richtung zu wecken.

Unter den Landschaftsmalern nimmt Willers den ersten Rang ein. Bei Keinem findest Du so vieles und lebendiges Studium der Natur, und es ist ein wahrer Genuß, sein Atelier und seine Mappen zu durchlaufen, und dort die italiänische Natur, den Reichthum ihrer Landschaft in allen möglichen Abstufungen sich vor dem Auge vorüberziehen zu lassen. Leider hatte Willers, als wir in Rom waren, kein größeres Gemälde in Arbeit. Er malte ein Paar „Dosendeckel," wie er es nannte, d. h. kleinere Landschaften von wunderbarer Lieblichkeit und Frische. Die kräftige Natur seines Talentes neigt sich indessen mehr zur Darstellung wilder großartiger Landschaften und die schönsten seiner Skizzen und Studien haben gerade solche Momente erfaßt, wo gewaltige Ereignisse den Frieden der Natur tief gestört und unterbrochen haben. Es findet sich leider in der Landschaftmalerei nur wenig Gelegenheit zu größeren Compositionen, zur Ausführung von Bildern, die gewisse Dimensionen überschreiten. Die Wenigsten nur haben Sinn für die Poesie, welche in einer landschaftlichen Composition hervortreten kann, und sie wollen höchstens von dem Maler eine Erinnerung an die Gegenden mitnehmen, welche sie besucht und

selbst gesehen haben. Deshalb finden denn auch die kleinen Geister, welche die bekannten Gegenden abconterfeien, zahlreichere Beschäftigung unter dem Touristenvolke, das Rom durchzieht, und stets offenen Markt bei Lords und Ladys, denen man nur einen grüngelben Himmel und einen braunen Baum hinzumalen braucht, um sie glauben zu machen, sie hätten einen wirklichen Claude-Lorrain in der Tasche.

Verzeihe mir eine kleine Abschweifung. Ich schreibe Dir keinen Führer durch die Gallerieen von Rom, Du findest das Nöthige darüber in allen Reisehandbüchern und Beschreibungen; aber ich kann nicht umhin, Dich aufmerksam zu machen auf einige Bilder von Claude-Lorrain, die sich in den Sammlungen der Paläste Sciarra und Doria befinden. In dem Ersteren ein ganz kleines Bildchen, es hat vielleicht kaum einen Fuß im Durchmesser, das einen Sonnenuntergang darstellt; in dem Andern mehre große Gemälde, von denen besonders Eines unter dem Namen „die Mühle" bekannt ist. Claude ist der Titian der Landschaft, sowie Poussin ihr Michel Angelo ist. Wenn Du ihn recht genießen willst, so stelle Dich in eine solche Entfernung, daß Dir die Einzelheiten des Bildes einigermaßen ent-

gehen, nnd nur die herrliche Farbenharmonie in ihrem Gesammteindrucke Dir bleibt. Man kann sich nicht genug ersättigen an diesem Eindrucke, so wohlthuend ist er für das Auge, und die Erinnernng an ein solches Bild bleibt ewig, wie die Erinnerung an einen schönen Tag, den man allein im Grase liegend und seinen Gedanken nachhängend zugebracht hat und aus dem man alle Einzelheiten vergaß, während nur das Gefühl eines unbegrenzten Wohlseins zurückblieb.

Ich führe Dir keine weiteren Maler an, da es mir warlich nicht darum zu thun ist, mich mit Redensarten über das größere oder geringere Talent des Einen oder des Andern abzuplagen. Der Eine hat nach dem Ausdrucke der Maler den Baumschlag besser los, der Andere ist ein geschickter Kerl, der die Felspartieen ganz höllisch herausbaut. Jener verlegt sich besonders auf das Albanergebirg, dieser auf die Campagna oder die Pinien. Doch von Einem möchte ich Dir noch reden, der verkommt und sich verzehrt in dem fessellosen Treiben einer poetischen Natur, ohne sich die Anerkennung verschaffen zu können, die ihm gewiß gebührt. Er ist ein Italiäner und heißt Castelli. Kein Engländer

besucht ihn, denn er malt keine Veduten; kein Tourist betritt seine Schwelle, denn er findet bei ihm die Erinnerungen nicht, welche er mit nach Hause nehmen möchte. Nur hier und da zeigt sich ein seltener Käufer, den vielleicht einmal die wilde Poesie, welche in diesen Gemälden herrscht, anzieht, oder der von einem Freunde darauf aufmerksam gemacht, einmal der Caprice fröhnen will, einen unbekannten Namen aufzusuchen. Dies Alles kümmert Castelli nicht, er malt, weil er malen muß, und oft wenn der Gedanke nur ihm verständlich auf die Leinwand geworfen ist, stellt er sie bei Seite und ergreift eine andere, ohne daran zu denken, daß die erste niemals einen Käufer finden werde.

Wir brachten wohl mehre Stunden bei diesem seltenen Manne zu, und betrachteten seine Bilder, die uns Freund Rahl zeigte. Er selbst war uns auf der Straße begegnet, und hatte, als wir ihm unseren Wunsch kund thaten, uns zuerst verwundert angeschaut, und dann uns den Schlüssel des Ateliers überreicht mit der Bemerkung: wir mögten es uns einstweilen dort wohl sein lassen, er habe jetzt noch einen Gang in die Stadt zu thun, und werde dann wieder kommen. Wir konnten so mit Muße

betrachten, unsere Bemerkungen austauschen, und wir kamen bald darin überein, daß hier ein Mann unter ungünstigen Verhältnissen hinschmachte, dem nur die Gelegenheit fehle, um es den Ersten unserer heutigen Zeit gleich zu thun.

Zwei Gemälde, die wir bei Castelli sahen, sind mir so lebhaft in der Erinnerung geblieben, daß ich noch jetzt sie aus meinem Gedächtnisse copiren könnte, wenn meine Talente dazu hinreichten. Das Eine stellte den Raub der Proserpina dar, etwa in der Weise des Poussin, als Staffage einer großartigen Landschaft am Fuße des Aetna behandelt. Eine feurige Rauchwolke steigt aus dem Gipfel des Berges, dessen schneebedeckte Gehänge im rothen Scheine der Abendsonne glühen. Von allen Seiten stürzen Bäche in einen tiefen Thalriß hinab, und sammeln sich auf dem Boden, der von dem lieblichsten Blumenflor überkleidet ist, zu einem schäumenden Wasser, das nach dem Vordergrunde zueilt. Die Gespielinnen fliehen auf der einen Seite dieses Baches, an dessen Ufer sich die Eine auf die Kniee geworfen hat, um flehend die Hände nach dem Wagen des Pluto auszustrecken, der die sträubende Proserpina in den Armen, von vier Feuer schnaubenden Rossen

gezogen durch die Luft davon eilt. Die Gluth, die aus dem Nüstern der Rosse springt, das Feuer, welches dem Berge entwallt, vereinigen sich mit den letzten Strahlen der Abendsonne, um die ganze Scene zu beleuchten. Pluto ist gewissermaßen modernisirt und als Höllengott durch diese grelle Beleuchtung dargestellt, die indessen mit außerordentlicher Kunst mit den übrigen Farben des Himmels, des Schnee's und der grünenden Schlucht in Uebereinstimmung gebracht ist.

Ein anderes Gemälde Castelli's stand wohl im directen Gegensatze zu dem vorigen, da es gewissermaßen den Tod in der Natur darstellte, und ebenso mit den traurigen Tinten des beginnenden Absterbens, wie jenes mit dem Feuer der glühendsten Leidenschaftlichkeit übergossen war. Das Motiv des Bildes war aus der Gegend von Olevano entnommen. Die schönen Formen des Gebirges im Hintergrunde waren überkleidet von jener gelbgrauen Farbentönen, welche der versengende Sommer in den südlichen Gegenden zurückläßt. Ueberall zeigte sich die Kraft der Vegetation gebrochen, und nur in einigen tiefen, schattigen Felspartieen grünte verstohlen noch hier und da ein Strauch immergrüner Eichen, oder eine junge Pinie,

deren Wachsthum künftige Größe versprach. So reflectirt Castelli alle Zustände eines lebhaft bewegten Geistes und Gemüthes in seinen Darstellungen der Natur. Jede seiner Landschaften drückt einen bestimmten Zustand seiner Seele aus, die dort ein Spiegelbild dessen findet, was sie selbst bewegt, erschüttert oder entzückt hat.

Wir drangen sehr in Castelli, daß er suchen möge, seinen Landschaften durch Ausstellungen in Deutschland oder Frankreich Anerkennung zu verschaffen. Allein die Hoffnungen des Mannes, obgleich er noch jung ist, scheinen doch so grausam geknickt zu sein, daß er nur ablehnend dankte, ohne auf unsere Vorschläge einzugehen. Wenn Freund Rahl nach Paris gehe, wolle er ihm einige Gemälde anvertrauen, allein niemand Anderem, da man ihn doch nicht verstehen, und vielleicht dasjenige verschmähen würde, was er nur als ein Stück von sich selbst ansehen könne. Zudem könne er nicht hoffen, auswärts Anerkennung zu finden, da sie ihm in Rom nicht werde, das doch ein Mittelpunkt für die bildenden Künste sei, und wohin Alles wallfahre, was sich für dieselben interessire.

In diesem Punkte hatte nun Castelli vollkommen

Unrecht: denn in Rom sitzt der Künstler, meiner Ueberzeugung nach, auf einem Isolirschemel, und sein Ruhm wird kaum über das Weichbild dringen, wenn er dessen Verbreitung einzig den Touristen überläßt, die alljährlich in Schaaren durch die ewige Stadt pilgern. Die wandernden Ausstellungen Deutschlands, der periodisch wiederkehrende Salon in Paris sind jetzt die Mittelpunkte, von denen aus der Ruf eines Künstlers sich verbreiten kann. In Rom kann er malen, aber nicht verkaufen, und doch geht die edle Kunst nach Brod, und es ist nicht möglich, daß ohne Markt für seine Producte der Künstler im Erzeugen derselben fortfahre. Rom bietet die unendlichen Vortheile eines unbefangenen Volkslebens, das der Beobachtung überall zugänglich ist, einer herrlichen Natur, eines prächtigen Menschenschlages, einer freien Bewegung des Künstlers selbst, Vortheile, die nirgends in gleicher Weise vereinigt angetroffen werden können. Allein der Ruf, der dem Namen eines Künstlers vorhergeht, der ihm Bestellungen und Käufer sichert, den kann er sich nicht in Rom schaffen, sondern muß ihn im Auslande suchen.

Vieles mag zu diesem Mißverhältnisse auch da=

durch beigetragen worden sein, daß das literarische Treiben in Rom auf einer Stufe der Erbärmlichkeit steht, von der man sich nur schwer eine Vorstellung macht. „Ach! Ach! Sie sind Herwegh und Sie Vogt! Sie sind uns schon angekündigt, ich werde gleich Ihre Ankunft nach Deutschland melden. Ich bin der Dr. F. aus Sachsen, wie Sie wohl an meinem Dialecte hören, ich bin Correspondent von drei Zeitungen: auch in die Allgemeine correspondire ich zuweilen, aber doch selten: denn die hat schon ihren eigenen Correspondenten, der freilich nicht Alles so gut wissen kann, als ich, da ich durch meine Religionsänderung auch in katholische Kreise eingeführt worden bin, in die er nicht kommt. Wollen Sie etwa dem Papste Ihre Aufwartung machen? heute empfängt er den türkischen Gesandten. O! das ist ein sehr schöner Contrast, den muß ich gleich in meine Zeitungen melden. Der Radicalismus fährt zu dem einen Thore herein, während der Türke durch das Andere einzieht"! So ging es in einem Tone fort, und da hast Du das Bild eines Kerls, der das deutsche Publicum mit authentischen Nachrichten, mit Kunst- und Antiquitätenberichten nach Kräften speist.

Doch die in Rom sitzenden Literaten sind noch gerade nicht die schlimmsten. Es gibt auch eine Klasse wandernder Touristen, lebendige Notizenbücher, die nur für Füllung dieser Notizenbücher reisen, an Allem Interesse finden, sich an Jeden herandrängen, und diesem ein Wort, jenem einem Gedanken ablauschen, den sie dann zu Hause in usum Delphini verwenden. Es sind dies die Zecken, die sich ansaugen, von den Ideen ihrer Opfer anschwellen, und dann Reiseberichte zusammenstellen, in denen Alles zu Tage kommt, nur nicht ihre eigene Persönlichkeit. Unser Unglück mußte es wollen, daß wir hier mit einem solchen Menschen znsammentrafen, der von dem ewigen Schnuffeln einen perpetuirlichen Stockschnupfen davon getragen hat, und der uns, namentlich mich, schon in Paris auf das Gründlichste gelangweilt hatte. Da hatte er mich einmal in meiner Retraite der rue Copeau überrascht, und nachdem er mir ein Langes nnd Breites von meiner Bekanntschaft mit Herwegh vorgeschwatzt, und geglaubt hatte, mir auf diese Weise allerlei Würmer aus der Nase ziehen zu können, begleitete er mich noch gar auf meinem Wege in die Stadt, und fing eine große Disputation über die

unbefleckte Empfängniß Mariä an, die er an Herweghs Heidenlied anknüpfte. Das zarte Gemüth des Touristen war empfindlich verletzt durch den Vers,

„Auch hatt' die Jungfernschaft ein End,
„Sobald die Magd ein Kind gebar."

und davon ausgehend, kramte er eine solche Menge von Fragen über die Privatverhältnisse meines Freundes aus, daß ich warlich einige Lust verspürte, ihn gelinde in die Seine zu werfen, und damit dem ganzen Neugierdekram ein Ende zu machen Alle die öffentlichen Heimlichkeiten der einzelnen Maler waren hier das Ziel seines steten Fragens und seiner immer regen Neugierde. Es kitzelte ihn, das Liebchen eines Jeden kennen zu lernen, und sich überall mit solchen Dingen bekannt zu machen, nach welchem nur die Indiscretion forschen und umherstöbern kann. Dabei ein Anstrich von Salbung, die über die ganze Persönlichkeit herübergegossen wurde, und hinter welcher die Gesinnungslosigkeit sich flüchtete, eine pietistische Gleißnerei, unter deren Deckmantel Alles verborgen wurde, was etwa die eigene Persönlichkeit hätte entblösen können.

Ich muß mich von diesen Bildern wegwenden, um nicht die Galle in meinen Brief überlaufen zu

lassen. Man sollte so nicht von Rom scheiden, sondern heiteren Gemüthes, wie ja auch die Tage heiter waren, die wir dort verlebten. Indessen das kann ich Dir versichern, daß wir solchen Richtungen gegenüber nicht ferner stillschweigen dürfen, und daß es an der Zeit ist, einen Kampf zu beginnen, der nur mit der Vernichtung der einen oder der andern Partei enden kann. Du magst einstweilen Dich darauf gefaßt machen, ebenfalls in die Reihe einzutreten, und gegen diese pietistische Clique mit zu Felde zu ziehen, die auch in der Wissenschaft sich mehr und mehr Geltung zu erringen strebt. Es sind freilich Kerls, wie die Jesuiten, die niemals vorhanden sind, wenn man sie angreifen mögte, und überall umherwühlen wie Maulwürfe und sich da einnisten, wo gute Pflanzen an der Wurzel angegriffen werden sollen. Doch davon ein andermal. Es ist Zeit abzubrechen und sich auf die Heimfahrt zu rüsten, die vor der Thüre steht.

Paris den 2. März.

Der letzte Brief aus der Freiheit und der erste aus dem Philisterium. Ich bin warlich auf dem besten Wege, Hofrath zu werden, und schon jetzt, je näher ich den Grenzen Deutschlands komme, desto größeres Würdigkeitsgefühl kehrt in mich ein. Der Professor fährt mir schon im ganzen Leibe herum. Ich laufe bei Naturalienhändlern und Skelettkrämern umher, und verlange mit großartiger Miene ihre Preiscourante, während ich sie zugleich meiner speciellen Begünstigung versichere. Nur Abends manchmal, wenn ich mit Herwegh an dem Kamine gemüthlich meine Cigarre schmauche, und mein Blick auf die gewaltige Rolle von Kupferstichen fällt, in welcher sich mein Freund die Sixtinische Kapelle, die Stanzen des Vatican und noch mehres Andere mitgebracht hat, dann kommt es mir zuweilen vor, als könnten wir noch nicht von dem Himmel Italiens geschieden sein, als wäre es nur eine augenblickliche vorübergehende Trennung, bestimmt, bald wieder aufgehoben zu werden. Unter solchen Umständen schreibt sich's schlecht von einer Reise, die aus dem lichten Tage in das Dunkel führt, und hätte ich Dir nicht ver-

sprochen, bis an das Ende treu zu bleiben, so würde ich mir selbst diesen Scheidebrief ersparen.

Die neuen und alten Freunde, mit welchen wir in Rom zusammengelebt, begleiteten uns zu dem Wagen, der uns nach Civitavecchia und zu dem Capri, unserem alten Bekannten von der Herreise, führen sollte. Es wurde manch herzlicher Händedruck getauscht, und als ich schon im Wagen saß, rief mir Rahl mit neckischer Stimme zu: „Die Esmeralda muß ich Dir nachschicken, das sehe ich jetzt ein; aber gedulde Dich, bis Du nach Hause kommst, soll sie auch die Reise gemacht haben, und wird dann hoffentlich manchmal den Herrn Professor in seinen gelehrten Speculationen an die Tage in Rom erinnern“! Ich drückte ihm die Hand, und der Wagen rollte aus dem Thore. Ob er wohl Wort halten wird?

Die Fahrt ging diesmal bei gutem Wetter ohne Anstand vor sich, und die einzige Unannehmlichkeit, die wir zu überstehen hatten, war ein dicker Pfaffe, der in dem überfüllten Wagen saß, beständig aus Furcht vor der Malaria die Fenster schließen wollte, und durchaus nicht begreifen wollte, daß ich vielmehr vorzöge, ihn das Fieber bekommen zu sehen, als selber in dem engen Kasten zu ersticken.

Die Lection, die wir auf der Herfahrt erhalten hatten, haben wir uns klüglich zu nutze gemacht und gesund und wohlgemuth sowohl die Fahrt von Civitavecchia nach Livorno, wie diejenige von Livorno nach Genua überstanden. Darum rathe ich Dir aus Erfahrung, gehe niemals mit leerem Magen auf ein Schiff, auch wenn Du wüßtest, daß unmittelbar nach der Abfahrt zu Mittag gespeist werden sollte. Speise vorher zu Mittag und wiederhole dies auf dem Schiffe eine Stunde später, und Du wirst Dich so wohl befinden, wie ein Fisch im Wasser, während Du unvermeidlich die Seekranheit bekommen wirst, sobald Du das Verdeck mit leerem Magen betrittst.

Neapel und Florenz mußten wir Beide auf glücklichere Tage versparen. Das fühlten wir nur zu wohl, daß jede dieser Städte uns einen Monat geraubt haben würde. Mir aber saß die Pflicht wie ein Schreckgespenst auf den Fersen, und Herwegh sehnte sich nach Hause, nach Weib und Kind, und nach dem politischen Leben der Weltstadt. So glitten wir den auf schnellem Dämpfer an den Küsten vorüber und es fehlte uns sogar der Muth, die kurze Zeit in Livorno zu benutzen und Pisa im Vorüberstreifen zu besuchen.

Je näher wir der französischen Küste kamen, desto höher gingen die Wellen, desto bedenklicher schwankte das Schiff. Ein kalter Wind pfiff aus Norden, und seine Heftigkeit wuchs mit der Abnahme der Nacht. Um Mitternacht schon hatten wir ein Schiff überholt, welches 4 Stunden vor uns aus dem Hafen von Genua ausgelaufen war, und bei Sonnenaufgang, wo wir in den Hafen von Marseille hätten einlaufen sollen, fanden wir uns erst auf der Höhe von Toulon, kämpfend mit dem wüthenden Mistral, der über die Provence herüber uns entgegen schnob. Der Himmel war vollkommen hell und klar, das Meer aber schwarz wie Tinte, und der Wind köpfte die Wellen, die er aufwarf, und jagte den weißen Schaum weit hin über die Fläche, die am fernen Horizonte wie von schweren Regenwolken verhüllt erschien.

Es hält schwer, mit einem gut gelaunten Douanier auszukommen; aber am schwersten ist es, einen neugierigen Gabeloup zu befriedigen. Von 10 Uhr Morgens bis 4 Uhr Nachmittags haben wir uns mit dieser beglückenden Anstalt der Douane herumgebalgt, um unsere Bücher, Instrumente und Kupferstiche in das Land der Freiheit einführen zu können. Es

war gerade ein Artikel gegen den Herrn Director in irgend einem Journale erschienen, was den Mann so erbitterte, daß er meine Reclamation gar nicht anhörte, und auf meine Frage, was ich denn zu bezahlen habe, ganz bärbeißig antwortete: „Für solche Bagatellen, nichts! Scheeren Sie sich zum Teufel". Ich wandte mich sehr höflich zu dem Brigadier, der mich begleitete, und machte diesem begreiflich, daß demnach unsere sämmtlichen Dinge von jeglichem Zolle befreit wäre, was er auch zu unserem Glücke vollkommen begriff.

Das aber hatte ich nicht vorausgesehen, daß der Visitator ein Enthusiast für schöne Künste sein könne. Kaum hatte ich den Inhalt meiner Rolle angegeben, so bestand er darauf, daß die Verpackung gelöst werden müsse, und nun mußte ich während mehrer Stunden ihm die einzelnen Kupferstiche vorzeigen, erklären, den Ort nennen, wo sich die Originalien befänden, von den Lebensumständen der Maler erzählen und so den Enthusiasmus des Mannes befriedigen, der meine Ungeduld auf eine harte Probe stellte.

Die Provence? Das ödeste, platteste Land, das ich nächst der Lüneburger Haide kenne, eine weite

Fläche, auf der kein Baum, kein Strauch wächst, mit Ausnahme dieser verkrüppelten Oelbäume, die über den verbrannten Boden hervorragen, wie zerzauste Flederwische. Jetzt lag sogar überall Schnee, was den traurigen Anblick nur noch trauriger machte.

So kamen wir mit schwerem Herzen in Paris an, und wenn es uns nicht gegeben wäre, mit leichtem Sinn das zu ergreifen, was uns die Gegenwart bietet, wir würden vielleicht weinen über das Geschick, das uns dem traurigen Norden wieder entgegen führte, und mit Freund Heine bitterlich ausrufen:

Schöner Süden! Wie verehr' ich
Deinen Himmel, Deine Götter,
Seit ich diesen Menschenkehrich
Wieder seh' und dieses Wetter!

(Schluß.)

Bayerische
Staatsbibliothek
München

war gerade ein Artikel gegen den Herrn Director in irgend einem Journale erschienen, was den Mann so erbitterte, daß er meine Reclamation gar nicht anhörte, und auf meine Frage, was ich denn zu bezahlen habe, ganz bärbeißig antwortete: „Für solche Bagatellen, nichts! Scheeren Sie sich zum Teufel". Ich wandte mich sehr höflich zu dem Brigadier, der mich begleitete, und machte diesem begreiflich, daß demnach unsere sämmtlichen Dinge von jeglichem Zolle befreit wäre, was er auch zu unserem Glücke vollkommen begriff.

Das aber hatte ich nicht vorausgesehen, daß der Visitator ein Enthusiast für schöne Künste sein könne. Kaum hatte ich den Inhalt meiner Rolle angegeben, so bestand er darauf, daß die Verpackung gelöst werden müsse, und nun mußte ich während mehrer Stunden ihm die einzelnen Kupferstiche vorzeigen, erklären, den Ort nennen, wo sich die Originalien befänden, von den Lebensumständen der Maler erzählen und so den Enthusiasmus des Mannes befriedigen, der meine Ungeduld auf eine harte Probe stellte.

Die Provence? Das ödeste, platteste Land, das ich nächst der Lüneburger Haide kenne, eine weite

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Vogt, Carl,

Ocean und Mittelmeer Reisebriefe

Bd.: 2

Frankfurt am Main (1848)

It.sing. 1118 fc-2
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10468474-6